

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundi sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



Der Bote aus dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 10spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Vor vierzig Jahren.

Nur tapfere Völker haben eine wirkliche Geschichte. In den großen Prüfungstagen des Völkerlebens sehen wir, wie die kriegerischen Tugenden das Entscheidende sind. Die Wahrheit dieser Worte Treitschkes bringt uns die Erinnerung an die Julitage vor nunmehr 40 Jahren ins Bewußtsein: den kriegerischen Tugenden unseres Volkes danken wir, daß aus der Begeisterung jener Julitage die staatliche deutsche Einheit als bleibender Siegespreis hervorging. Als bleibender Siegespreis aber nur so lange, als wir uns die nationale Einheit, die uns die kriegerischen Tugenden unseres Volkes errungen haben, durch dieselben Tugenden erhalten und sichern. Nur wenn wir ein tapferes Volk bleiben, tapfer wie die Helden von 1870, werden wir die Errungenschaften aus der ruhmreichen Zeit vor 40 Jahren behaupten können. Es kommt uns heute, vor Augen zu führen, um danach unser ferneres Schaffen und Wirken einzurichten, was im Kriege vor vier Jahrzehnten und gerade in den entscheidenden Anfangskämpfen vermöge der kriegerischen Tugenden unseres Volkes geleistet werden konnte, vermöge der unergieblichen Schlagfertigkeit und Mannszucht unseres Heeres. Hätten wir damals weniger an militärischer Tüchtigkeit und Sieghaftigkeit einzusetzen gehabt, wie leicht wäre dann der Lauf der Dinge ein ganz anderer geworden! Wie heute hatten wir vor 40 Jahren Feinde ringsum, die, von dem Gedanken erfüllt, das Preußen von 1866 zu zerschmettern und damit die deutsche Einigung zu hindern, erwartungsvoll dem Kampfesbeginn zuschauten, um an dem Kriege gegen uns teilzunehmen, wenn schwere deutsche Mißerfolge in den ersten Tagen dazu ermutigt hätten. Unwiderleglich steht fest, daß Frankreich Jahre vorher schon zum Kriege entschlossen gewesen war und dabei auf das Eingreifen anderer Mächte zählte, das sogar in vollständigen Feldzugsplänen vereinbart war. Daher ist es von durchschlagender Bedeutung gewesen, daß wir in der richtigen Einsicht der drohenden Gefahr den Krieg bis in die Einzelheiten vorbereitet hatten und schließlich ungleich schneller schlagfertig wurden, als Frankreich, dergestalt, daß wir den Sieg von vornherein an unsere Fahnen zu fesseln vermochten.

Wenn die ersten Schlachten die endgültige Entscheidung zweifelhaft gelassen hätten: wie anders hätte es werden können! Wer weiß, ob dann nicht Napoleons Rechnung, in die andere Mächte als am Kriege für Frankreich mitwirkende Faktoren eingestellt waren, gestimmt hätte! Daß die ersten deutschen Schlagen durchweg gleich so wichtig auf den Feind hernieder fielen, das

erst hat die Neigung im Reime erstickt, den Franzosen zu helfen, unmittelbar oder mittelbar, mit dem Schwerte oder mit der Diplomatenfeder. Weissenburg, Wörth, Spichern, Gravelotte und Sedan zerrissen völlig die insgeheim zuvor gesponnenen Netze und erteilten allerwärts die empfindliche Warnung, die Finger fernzuhalten und nicht ins Feuer zu blasen, weil die Gefahr dabei drohte, sich selbst zu verbrennen.

Hieraus die Lehre zu nehmen, daß wir auf höchster Höhe der Wehrfähigkeit und Schlagfertigkeit, im Vollbesitz der kriegerischen Tugenden, die wir ohne Gleichen vor 40 Jahren bewährt haben, bleiben müssen, tut uns auch heute not. Verint, dum meulant! Mögen sie uns haßen, wenn sie uns nur fürchten! Das gilt im Juli 1910 wie im Juli 1870: so lange wir so stark sind, daß man uns fürchten muß, dürfen wir getroßt in die Zukunft schauen, dürfen wir der Zukunft leben, daß uns gesichert bleibt, was vor vierzig Jahren erkämpft worden ist. Nur die jederzeit kühnste Rüstung des Reiches ist die Gewähr unserer nationalen Machtstellung und Größe. Und nur so lange wir uns auf die eigene Kraft allein verlassen können, auf die kriegerischen Tugenden unseres Volkes, die unsere militärische Überlegenheit begründen, werden wir auf Freunde und Bundesgenossen zu zählen haben. Sonst nur auf Neider und Feinde ringsum! Dies wollen wir vornehmlich aus der erhabenen Erinnerung an die Julitage von 1870 festhalten: zu Tat und Sieg befähigt zu bleiben gleich unserem Heere, das mit Kaiser Wilhelm vor vier Jahrzehnten unser nationales Dasein erkämpft hat, erfüllt von Begeisterung und Heldenmut für König und Volk, stark im Glauben an Gott und unseres Volkes Zukunft, besetzt von Treue, Pflicht und Gehorsam bis zum Tode, im Auge den Feind, Deutschlands Ehre im Herzen. Wenn die unüberwindlichen stillen Kräfte, wie sie in Kaiser Wilhelm, seinen Staatsmännern und Feldherren, seinen Offizieren und Soldaten mächtig waren und vor vierzig Jahren von Sieg zu Sieg ohne Unterlaß geführt haben, in uns und unseren Nachkommen lebendig fortwirken, dann werden wir unserer Väter wert und würdig bleiben und ihr Vermächtnis erfüllen, dann wird nimmer das Werk der Helden von 1870 zerfallen können.

Wie sieht's aus in der Welt.

Neben der Erinnerung an den 100jährigen Todestag der Königin Luise brachte der letzte 19. Juli die Erinnerung an die

Kriegserklärung vor 40 Jahren.

Dieser Begebenheit ist wenig oder gar nicht gedacht worden, es scheint fast, als geniere man sich in gewissen Kreisen des weltgeschichtlichen Tages. Was sind wir doch für schlappe Ge-

sellten geworden. Die Polen mögen sein wie sie wollen, begitterungsfähig sind sie geblieben, trotz aller Armut, und aller Chikanerung und Ausbeutung seitens des polnischen Adels.

Unsere überlatten Willkür haben nicht gerne, wenn der großen nationalen Begeisterung der Zeit und Auguftage des Jahres 1870 gedacht wird, die Humanität geht so weit, daß man glaubt, die Franzosen könnten es übel vermerken, wenn man diese Erinnerungen lebendig vor dem geistigen Auge erlehen läßt.

Je mehr wir den „Bolschakow“ herausfahren, desto dreister reden die kampfslustigen Franzosen. Offen sprechen die französischen Zeitungen aus: bei dem kommenden Kriege bekommt Deutschland seine Drehsche. Die militärische Überlegenheit Frankreichs wird in solch glühenden Farben geschildert, daß manchem Franzosen bei der unnaheahmlichen Phrasologie der Sals wider wie der Kopf.

Zwar braucht uns deswegen kein Ueberdies schneller zu schlagen, aber der Großtat unserer Armeen brauchen wir uns doch wahrlich nicht zu schämen, wir haben keine Ursache immer den „sanften Heind“ zu spielen.

Wir pflichten der Dorn. Jg. bei, wenn sie den Inhabern des Eisernen Kreuzes nahelegt, diese höchste Auszeichnung ständig zu tragen und dann weiter verlangt, daß die Ordensritter gebührend von Militär- und Zivilpersonen geehrt werden.

Diese Bitten müssen wir nachdrücklich unterstützen. Kaiser Wilhelm I. und seine tapferen Armeen haben den schließlichen Wunsch der Königin Luise, nach endgültiger Beseitigung der französischen Herrschaft, in Erfüllung gehen lassen.

Den noch lebenden Helden gebührt daher unser Dank und unsere Anerkennung.

In Haifa in Palästina ist.

Der Deutsche Unger ermordet.

Nach den neuesten Nachrichten hat sich der traurige Vorfall folgendermaßen zugetragen. In der Nähe der deutschen Ansiedlung Neuharthof, 8 Kilometer von Haifa, fand man einen Eingeborenen erschlagen auf. Der Staatsanwalt von Haifa ersuchte den dortigen deutschen Konsul, an der Inaugenscheinnahme der Leiche teilzunehmen. Der Konsul nahm ein angesehenes Mitglied der deutschen Kolonie, Frh. Unger, der als Sachverständiger dienen sollte, mit. Die Eingeborenen empfingen die Ankommenden mit wildem Geschrei und bezeichneten die Deutschen als die Mörder des Erschlagenen. Ihre Stimmung wurde immer erregter, sie fielen schließlich über Unger her und schossen ihn unter den Augen des Konsuls und der türkischen Gerichtsbehörden mit sieben Kugeln tot. Darauf ergrieffen die Eingeborenen die Flucht. Der deutsche Geschäftsträger in Konstantinopel begab sich sogleich nach Belanntwerden der Mordtat zu dem Minister des Äußeren und ersuchte um Verstrafung der Schuldigen und Schutz für die deutschen Kolonisten. Der Minister versprach, die nötigen Maßregeln sofort zu veranlassen.

Aus Kamerun

Hiesigen zu Beginn der Woche sehr beunruhigende Meldungen ein, Faktoreien sollten ausgeplündert und zahlreiche Morde begangen sein. Demgegenüber kann mitgeteilt werden, daß die Unruhen nicht den gemeldeten Umfang angenommen und die eingangs erwähnten Ausschreitungen nur in der Phantasie einiger Berichterstatter existierten.

Der Aufstand in Südamerica ist nach dem Erscheinen des Majors Dominiel als völlig erloschen anzusehen. Die San-

Die Erbschaft des Herzens.

Roman von Wilhelm von Trotha.

(Fortsetzung.)

Kurt konnte, durch seine Wunde aus Zimmer gesetzt, den kranken Halltron noch nicht besuchen, denn nach seiner Ansicht war die Beileidigung durch das Duell geführt und es galt ihm als Ritterpflicht, dem Verwundeten die Hand zur Verwundung zu drücken, was auf dem Kampffeld nicht möglich gewesen war.

Einige Wochen waren vergangen, als das Urteil für Kurt eintraf.

Es lautete auf sechs Monate Festungshaft. Am anderen Tage sollte er nach Magdeburg abreisen. Seine Wunde war inzwischen ganz ausgeheilt und hatte weiter keine nachträglichen, schlechten Folgen für den Arm.

So saßen denn alle vier, Vater, Sohn, Tochter und Kurt, um den leise glimmenden Kamin noch am letzten Abend zusammen. Ein eisiger Nordwind trieb die dichtfallenden Schneeflocken gegen die Fensterläden und rüttelte kräftig an denselben.

Kurt setzte seiner kleinen Braut auseinander, daß er in Magdeburg eifrig studieren werde. Er hatte einen Empfehlungsbrief von einem hiesigen bedeutenden Professor an einen dortigen großen Maler erhalten und er wollte die Zeit, die ihm frei zum Ausgang zur Verfügung stand, meist in dessen Atelier zubringen.

Später, nach Ablauf seiner Festungshaft, hatte er weitere Studien, vielleicht auch außerhalb, in Aussicht genommen, um schon für den Herbst sein erstes großes Werk fertigzustellen.

Am anderen Tage fuhr er ab. Dams, dessen Urlaub auch abgelaufen war, begleitete ihn und versprach Kurt häufiger aufzusuchen, da ja die Kavaliere, bei denen er stand, nicht weit von Magdeburg entfernt in Garnison lagen.

Wochen und Monate eilten dahin.

Briefe kamen und gingen.

Es war Sommer geworden. Leeren reisten an die Nordsee und wollten bis Ende August dort bleiben. Eingi-

Tag nach Beendigung der Festungshaft sahen sie Kurt in Magdeburg.

„Ich muß nun gleich eine größere Reise nach Ungarn antreten“, erzählte er, „Studien zwingen mich dazu“, gab er bei Fragen ausweichend zur Antwort.

Am Abend fuhren Vater und Tochter mit dem Nachtzuge nach Hannover ab. Der Abschied war kurz, aber um so herzlicher. Kurt hatte versprochen, im Herbst einige Tage bei Leeren zum Besuch zu verweilen.

Immer weiter entfernte sich der Zug. Immer kleiner wurde das weiße Taschentuch mit dem Gie vom Coupesfenster aus dem zurückbleibenden Kurt zuwinkte, bis endlich nur noch in der Ferne ein kleiner verschwimmender weißer Punkt zu sehen war. Jetzt machte der Zug eine Wiegung und bald waren dem einsam auf dem Bahnsteige Stehenden die letzten roten Lichter des schneller und schneller dahineilenden Zuges verschwunden. Kurt ließ, während er seinem Hotel zuschritt, die letzten Momente an seinem geistigen Auge Revue passieren.

Er hatte die Festungshaft sehr zu seinen Gunsten ausgenutzt.

Die zehn Zeichnungen hatte er fertig gestellt und dem Verleger zugesandt, der ihm die beiden ersten abgekauft hatte. Ihm waren pro Stück 150 Mark bezahlt worden. Die beiden ersten Bilder fanden als Postkarten reißenden Absatz, sodas der Verleger ihm noch etwa 300 Mark an Lantienmen dafür hatte einreichen können. Ueber den geschäftlichen Teil konnte Kurt mithin nicht klagen.

Was nun die Fortschritte selbst anbetraf, so war sein Lehrer äußerst zufrieden mit den Leistungen. Besonders großartig bezeichnete derselbe die Art der Auffassung und der Durchführung eines einmal begonnenen Werkes. Den Entwurf zu der großen Arbeit konnte er nicht oft genug loben, sodas Kurt auch hierin die besten Hoffnungen hegte.

Als er eines Tages müde von der angestrengten Arbeit heimkehrte, lag ein großer Brief auf seinem Tisch. Ein entfernter Verwandter, der in äußerst günstiger Lage war, hatte ihm darin angekündigt, daß er Kurt gern ein paar hundert Mark zu Verfügung stellen wolle, wenn er geneigt wäre, sein

Talent weiter zu verwerten. Durch Zufall war dem alten Herrn eine der erschienenen Postkarten, die Kurt zuerst verkauft hatte, vor die Augen gekommen, und die Karte hatte den Beifall des alten Herrn gefunden.

Kurt nahm das Anerbieten dankend an und erhielt in wenigen Tagen einen entsprechenden Scheck.

Nun stand seiner Studienreise nichts mehr im Wege.

Er hatte die Absicht, auf einige Wochen nach Südungarn zu gehen.

Sein bisheriger Lehrer, der in München ansässig war, riet ihm dringend, sich für die Dauer der Ausführung seines ersten Werkes, dortselbst niederzulassen. Deshalb brach Kurt sofort am anderen Tage nach der Kunst- und Museumsstadt auf. Zuerst suchte er den Professor in seinem Heim auf und mußte naturgemäß dessen Gast sein. Beide saßen sich gründlich in München und nicht zuletzt und zu kurz in den Viertellern um.

In einem Brief an Gise, schrieb Kurt:

„Es ist gut Gischen, daß Du mich gestern Abend nicht

gesehen hast, ich hab' immer gemeint, 's gab' hier in München zwei Monde, statt einen.“

Bald hatte Kurt für Ende August ein leidlich anständiges

Atelier, mit einem daranstoßenden Zimmer gemietet und trat dann wohlgenut die Reise nach Ungarn an.

Endlich nach fast dreiwöchentlichen, vergeblichem Suchen, fand er die Stelle im Lande, die er suchte.

Unterwegs hatte er einige Skizzen aufgenommen, so daß diese Zeit des Suchens keine gänzlich vergebliche gewesen war. Besonders günstig traf es sich für ihn, daß er einen kaisers Offizier von der Honved-Regiment traf, den er vor zwei Jahren in Wiesbaden kennen und schätzen gelernt hatte. Er wohnte mit demselben damals im nämlichen Hotel und beide verkehrten viel miteinander.

Hier in Ungarn, in der Pusta, traf Kurt den Grafen wieder. Natürlich feierten sie erst mit echtem Ungarwein ein freudvolles Wiedersehen, wie Bruder Nagz, ein geborener ungarischer Magnatensohn, meinte. Aber dann hatte dieses unverhoffte Zusammentreffen für Kurt noch den großen Vorteil, daß der junge Graf ihn mit dem Geschäftsdirektor des

beisgeschäfte sind fleißig bei der Arbeit, alles geht seinen gewohnten Gang.

Ein verheerendes Unwetter

Ist wieder über einen Teil des Reiches dahingebrochen. Aus Süddeutschland, der Rheingegend und Hannover werden große Störungen durch Sturm, Regen und Hagelwetter gemeldet. Aber auch Berlin ist sehr von den wütenden Elementen heimgesucht. Teilweise ist der Landmann um den Ernteertrag gekümmert; schlägt die Witterung nicht bald um, werden die Ernteaussichten immer schlechter.

Eisenbahner-Unruhen

Sind in England, Frankreich und Amerika an der Tagesordnung. Zwar ziehen die betroffenen Staaten Militär zu den dringendsten Dienstleistungen heran, jedoch müssen zahlreiche Arbeiter im Bergbau und Güterbetrieb feiern. Im Norden Englands sind die Eisenbahner wieder in Dienst getreten, in den übrigen Streitgebieten wird man hoffentlich auch Barmherzigkeit annehmen.

Johann Orth.

Der österreichische Erzherzog Johann Salvator soll auf Antrag seiner Familie für tot erklärt werden, weil er, wie allgemein angenommen, mit seinem Schiff „Santa Maria“ untergegangen sein soll. Der ehemalige Erzherzog wird jetzt öffentlich aufgeföhrt, eine Erklärung abzugeben, erfolgt diese nicht, wird er nach einem halben Jahre für „tot“ erklärt. Die Behauptungen, Johann Orth habe sich in Süd-Amerika auf, sind seit dem Verschwinden des Sonderlings immer wieder aufgestellt worden.

Durch die amtliche Publikation wird der Fall Orth ganz besonders lebhaft besprochen in den Zeitungen aller Nationen. Der Leiter der Südpolar-Expedition, die 1899 mit dem Schiffe „Belgica“ unternommen wurde, Georges Lecointe, gegenwärtig Direktor der Sternwarte von Uccle, macht in einem Brüssel Abendblatt hochinteressante Mitteilungen über sein angelegtes Zusammenreffen mit dem seit 1890 verschollenen Johann Orth, des früheren Erzherzogs Johann Salvator von Österreich, die umföhrte Beachtung verdienen, als sie von einem bedeutenden Gelehrten und mithin durchaus ernst zu nehmenden Manne herröhren. Lecointe erzählt, daß er in Santa Cruz die „Belgica“ verließ, um landeinwärts nach dem Binnensee Leone vorzustoßen, der 500 Kilometer von der Küste entfernt in Patagonien liegt. Das war im Jahre 1899. Bei dem See angekommen, ließ der Gelehrte auf ein ganzes Rudel von Hunden, welche ihn nach einer Niederlassung führten, in der ganz allein ein Europäer lebte. Es war ein hochgewachsener Mann von nicht alltäglicher Intelligenz, umföhrlicher Bildung, er beherrschte vier europäische Sprachen vollständig und ersöhnte Lecointe, daß er schon seit Jahren hier haule. Inmitten seiner treuen Hunde, und sich von der Jagd näherte. Nach Tage war Lecointe sein Gast, allein der Einsiedler lästete das Geheimnis nicht, das über ihm zu schweben schien, doch schenkte er ihm zum Abschiede sein Bild, eine Photographie. Leider ging dem Forscher dieses Bildnis auf seinen Wanderungen in den Südpolar-Regionen verloren, doch behauptet er, daß es jenen Mann darstellte, der im Jahre 1890 als Johann Orth verschollen ist.

Auf den weiteren Verlauf dieses mysteriösen Falles „Orth“ darf man mit Recht gespannt sein.

Die Erbitterung unter den italienischen Landarbeitern in der Romagna ist derartig gewachsen, daß täglich der Ausbruch von Kämpfen zu erwarten ist. Trotz Luzzattis Beistehes haben die Verhandlungen zwischen den Arbeitervertretern und den Landbesitzern bisher zu keinem Ergebnis geführt. Parteiführer und Abgeordnete bemühen sich, noch in letzter Stunde den Ausbruch eines Kampfes zu vermeiden. Doch scheint fast alle Hoffnung auf Verständigung geschwunden, da die Landarbeiter die Vorschläge der Großgrundbesitzer zurückgewiesen und erklärt haben, ihre Werkzeuge als Waffen zur Erlämpfung ihres Rechts benutzen zu wollen.

In Barcelona ist ein Morbanschlag auf den früheren spanischen Ministerpräsidenten verübt worden.

Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe wurden zwei Schüsse abgegeben, die ihn an Arm und Bein verwundeten. Der Täter wurde verhaftet. Maura reiste unmittelbar darauf nach Palma (Mallorca) ab. Die Verletzungen Mauras haben sich als leicht erwiesen. Der Täter ist der 20jährige Manuel Posa Roca aus Barcelona.

Wiederum liegen sehr ernste Nachrichten aus Spanien vor.

So beschloß der Arbeiterverband von Barcelona, den Jahrestag der Revolte von Barcelona durch einen 24stündigen Generalstreik zu feiern. Da die Behörden sichere Informationen erhalten haben, daß die revolutionären Elemente planen, an diesem Tage einen neuen allgemeinen Aufstand in ganz Katalonien zu entfesseln, so haben sie umfassende militärische Maßnahmen getroffen. Die Truppen sind bereits seit einer Woche mit scharfen Patronen versehen worden. Die gesamte Garnison von Barcelona

großen toughen Geträts Szegedon betannt machte, jooas Kurt daselbst einige vorzügliche Aufnahmen von Pferden machen konnte.

Aber geschieden mußte sein und mit den Besprechungen, daß der junge Österreicher im Herbst auf einige Tage der Gast Kurts in München sein würde, trennten sie sich.

Zur festgesetzten Zeit traf Kurt in München wieder ein.

Briefe waren in der Zeit gekommen und gegangen. Elise schrieb, daß es ihr und dem Papa recht gut gehe, daß beide einig segeleten, na, und was man sonst noch alles Schönes an der See treibt, aber die Sehnsucht konnte sie nicht verbannen und so mußte Kurt stets mehr in seinen Briefen trösten, als daß er über sich und seine Arbeit zu schreiben konnte.

In einem der letzten Briefe im September schrieb er: „Ich werde noch vor Beginn der Ausstellung mit dem Bilde fertig werden und dann hoffe ich, wirst Du mit Deinem Kurt zufrieden sein.“

Was er eigentlich malte, daß verschwieg er ganz oder ging in seinen Briefen damit wie die Kaze um den heißen Brei herum. Endlich gab seine Braut es auf, ihn darnach zu fragen, da er ihr in dem letzten Briefe geschrieben hatte: „Und nun Elschen, zu Deiner Frage nach dem Bilde, so kann ich Dich nur auf Weihnachten vertrösten, Du mußt Dich schon bis dahin gedulden!“

Es war November geworden. Der Winter hatte außerordentlich früh seinen Einzug in Deutschland gehalten.

Kurt war mit dem Bilde fertig. Er hatte deshalb auch sein Atelier nicht heizen lassen. Eisblumen rankten sich an den großen Fensterheben empor.

Endlich hatte er es durch Vermittlung seines Lehrers, einem in München weitbekannten und berühmten Professor, dahin gebracht, daß sein Bild an dem Ort platziert wurde, wo er es gewünscht hatte.

Die endlosen Hin- und Herläufe, hatten ihn müde gemacht und als er von seinem heutigen Ausgange zurückgekehrt war, warf er einige Scheite Holz in den großen Kamin seines Ateliers und streckte sich, eine Zigarre rauchend, auf dem einfachen Divan aus.

hat Tag und Nacht Bereitschaft, die Artillerie steht zu sofortigem Eingreifen bereit, die Prochwagen gefüllt mit Granaten und Schrapnells.

Die türkische Regierung

Ist energisch bemüht, wegen der Ermordung des deutschen Ungers in Neuharthof bei Saifa Genugtuung zu geben. 14 Personen, die des Mordes verdächtig sind, wurden bereits verhaftet. Zu der Affäre läßt sich die „Köln. Ztg.“ schreiben: Die Einwohner des Dorfes Treh, die sich des Mordes schuldig gemacht haben, sind von jeher wegen ihrer Wildheit beröhmt gewesen. Der große Umschwung, der sich im ottomanischen Reich vor zwei Jahren vollzog, hat nun in Syrien eine fühlbare Schwächung der Regierungsgewalt herbeigeföhrt und außerdem Ausbrüche eines Fremdenhasses hervorgerufen, die durchaus nicht mit der nötigen Energie niedergehalten wurden.

Der Eisenbahnstreik in Kanada

dauert noch an. Entgegen dem Verhalten der Gesellschaften im englischen Kohlenrevier wie auch der französischen Eisenbahngesellschaften wollen sich die kanadischen Gesellschaften auf keine Verhandlungen mit den Arbeitern einlassen, sondern verlangen bedingungslose Wiederaufnahme der Arbeit. Da wird es denn noch einen langen und verlustreichen Kampf geben. Im allgemeinen beobachten die streikenden Arbeiter eine ruhige Haltung. Die Entgegnung eines Personenzuges in Durham, wobei fünf Personen leicht verletzt wurden, ist allem Anschein nach nicht auf ihre Veranlassung zurückzuführen.

Ein Telegramm aus Macao meldet die

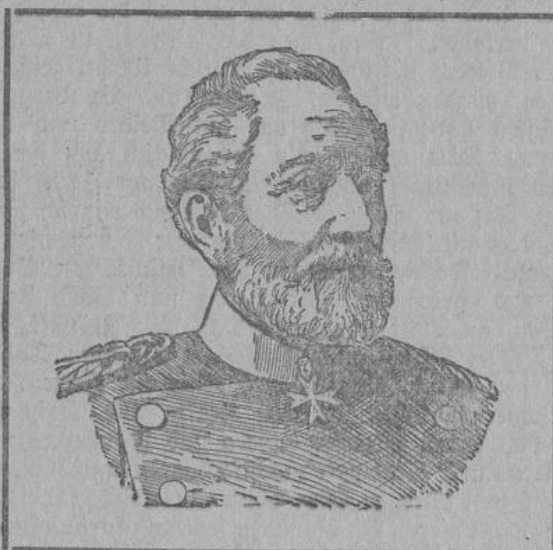
endgültige Niederwerfung der chinesischen Räuber

am Coloman; Ihre letzten Schutzwinkel auf der Insel sind von den Portugiesen aufgestöbert und zerstört worden. Dreißig Chinesen wurden gefangen genommen. Sechzehn Gefangene der Räuber wurden mit Ketten gefesselt in den elenden Höhlen vorgeföhrt. Sie waren zu Skeletten abgemagert und konnten sich ohne Hilfe ihrer Befreier nicht bewegen. In andern Höhlen zeigten mehrere Skelette von dem entsehligen Hungertode, den gefangene Europäer und Bewohner der chinesischen Küstenstädte hier in den Händen der Piraten hatten erleiden müssen.

Generalfeldmarschall Graf Bumenthal.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 30. Juli.)

Am 30. Juli kann Deutschland den 100. Geburtstag eines seiner kriegstüchtigen Führer im Kriege 1870/71 feiern. Am 30. Juli 1810 wurde Leonhard von Bumenthal, der bekannte spätere Generalfeldmarschall in Schwedt a. O. geboren. Im Jahre 1830 zum Offizier ernannt, besuchte Bumenthal von 1830–33 die Kriegsakademie und wurde 1846 zum telegraphischen Bureau und 1848 zum großen Generalstab kommandiert. Im Stab des Generals von Bonin machte er als Hauptmann den dänischen Feldzug mit und wurde 1849 zum Chef des Generalstabes der schleswig-holsteinischen Armee befördert. 1858 wurde er als Oberleutnant zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl und 1863



zum Chef des Generalstabes des kombinierten mobilen Armeekorps in Schleswig-Holstein ernannt. 1864 zum Generalmajor befördert, wurde er 1866 unter Kronprinz Friedrich Wilhelm Chef des Generalstabes der zweiten Armee. Für seine Leistung der Operationen bei Nachod und Königgrätz wurde er Generalleutnant. 1870 wurde er wieder Generalstabchef des Kronprinzen bei der dritten Armee; im großen Kriege tat er sich besonders bei der Feststellung des allgemeinen Kriegsplanes, sodann vor Sedan und bei Paris hervor. 1872 wurde er Kommandeur des vierten Korps, 1883 Graf, 1888 Generalfeldmarschall und war von 1892–96 Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion. Er starb am 22. Dezember 1900.

Er hatte kaum fünf Minuten träumend und rauchend dagelegen, als ziemlich hastig an der vorjinschlüchlichen Entree klopfen wurde.

„Um, wohl der Rahmenhändler,“ brummte er aufstehend. „Lord, mach' daß Du zurückkommst,“ rief er dem heftig nach der Tür drängenden Kinde zu.

„Aber was hast Du denn? Du gebärdest Dich ja rein wie toll!“

Kurt öffnete und vor ihm stand — sein zukünftiger Schwiegersohn!

„Na, guten Tag mein Junge,“ begrüßte der alte Herr ihn und streckte Kurt die pelzbehaubte Rechte entgegen. „Aber Papa, Du hier? Das ist ja herrlich! — Aber nun ist's gut Lord,“ rief er dem wie toll und rasend an dem Grafen hochspringenden Kinde zu.

Bald sahen die beiden plaudernd am flackernden Kamin und tauschten ihre Erlebnisse aus.

„Und viel Arbeit hattest Du, nun zeig' mal her, mein Junge, was Du geschafft hast!“

An der Wand auf einer Staffelei, stand ein anscheinend großes Bild, über das ein langes Tuch gebeugt war.

Kurt zog einige Gardinen an seinen Ateliersfenster zurück, damit das Licht günstiger wirkte, dann nahm er die Leinwand von dem Bilde fort und vor ihnen stand in ziemlicher Größe, wuchtig und herrlich dargestellt — „Attilas Tob!“

Lange sah der Graf das Bild an.

„Kurt, ich habe mich keinen Moment in Dir getäuscht,“ wendete er sich zu dem etwas hinter ihm stehenden jungen Mann. „Du bist ein gewaltiger Künstler geworden!“ Fest brückte er ihm die Hand, in dessen Druck mehr als die bloße Anerkennung lag.

„So, nun komm' einmal her, mein Junge, was ich Dir jetzt zu sagen habe, liegt mehr als ein Menschenalter hinter uns, aber dennoch ist es mir, als sei alles, was ich Dir jetzt erzählen will, erst gestern geschehen.“

Einen Augenblick sah er stumm vor sich hin, dann begann der alte Herr:

Auch ein Rosegger-Jubiläum.

Wenn Rosegger geworden wäre, was er von Haus aus sollte und wollte, schreibt Curt Julius Wolf, der Herausgeber von „Welt und Haus“ (Weipzig, Weststraße 9), in der neuesten Nummer, und heute als ehrwürdiger Schneidermeister in einem der hübschen Dörfer seiner engeren heiteren Heimat lebte, so könnte er in diesen Julitagen des Regen- und Gewitterjahres 1910 sein 50jähriges Schneiderjubiläum feiern. Ich meine, ich höre ihn sagen: „War' schon was Rechts“, wenn er diese Zeiten liest, und ich stelle mir vor, wie ein freundliches Schmunzeln sein liebes, kluges Gesicht überzieht, wie die Augen vom Gedrudten sich heben und durch die Scheiben seines Kriegerlacher Allerheiligsten zu den blauen Höhen der grünen Steiermark hinüberleuchten, die er liebt und kennt wie kein anderer. „War' schon was Rechts!“ — Und mit träumerisch geweitetem Blick sieht er vielleicht da oben, wo zwischen Lärchen u. Tannen der bescheidene Waldbauernhof seines Vaters stand, ein schmales, langausgesöhntes Büchlein herniedersteigen, die Schneiderlaste mit Zwirn und Bägeln über der Schulter, lang ausschreitend, die Elle als Maßstab in der Hand. Das war er selbst, der junge Petri Kettenfeier, der damals vor 50 Jahren, zum Alpenbauer zu schwach, in St. Kathrein am Hauenstein bei Meistr Ignaz Rthofer in die Lehre trat. Fünf Jahre zog der mit dem waderen Lehrmeister von Ort zu Ort, von Haus zu Haus. In der Steiermark wurden damals noch die Kleider bei den Leuten im Hause angefertigt, man nannte das die „Steir“; der Dorfschneider war also ein Wanderschneider. Und nun stehe ich, wie im Anfang dieser Zeiten, abermals beim Meistr. Wenn also Rosegger Schneider geblieben wäre, hätten wir heute zweifellos einen schmunzelnden Jubilar mit reichlich einem halben Duzend gratulierenden Knöpf- und Zwirnlieferanten; ob er dann aber im Verlauf seiner fünfzigjährigen Berufstätigkeit ebenso viel zufriedene, glückliche und dankbare Anhänger wie als Diöter und Bücherschreiber gefunden hätte? — Das möchte ich doch bezweifeln. Ich will ja durchaus kein abschreckendes Urteil über die Qualität der von dem jungen Dorfschneider gefertigten Kleidungsstücke abgeben; ich habe nie ein solches Stück in der Hand gehabt; es hätte mir auch keines gepaßt, denn ich bin damals gerade auf die Welt gekommen. Seine Bücher aber sind sämtlich durch meine Hände gegangen, das kann und will ich ihm gern bezeugen, und nicht nur durch die Hände allein. Wenn also die von ihm damals auf der „Steir“ gearbeiteten Toppen, Hosen und Westen seinen Kunden alle so gut und so nachhaltig gefallen haben, wie mir seine Bücher und Gedächtnisse — dann wäre wirklich kein Grund, das Schneiderjubiläum abzulehnen oder zu verleugnen. Aber darüber kann nur der Meister urteilen. Und der Meister schmunzelt und bleibt gewiß bei seinem vieldeutigen: „s war' mir schon recht“.

Ueber einen Kampf zwischen Soldaten und einer Bande von Schmugglern

wird aus dem portugiesischen Städtchen Vinedo berichtet. Vor einiger Zeit schon wurde den Behörden mitgeteilt, daß große Mengen Tabak, Seide und Alkohol in den Distrikt geschmuggelt würden. Man suchte überall, konnte aber den Schmugglern nicht auf die Spur kommen, bis plötzlich am letzten Donnerstagsabend einige Küstenwachen bemerkten, wie zwischen einem Segelschiff in der Nähe der Küste und einigen Männern Zeichen ausgetauscht wurden, die sich am Strande verborgen hielten. Die Küstenwache holte sofort eine Anzahl Soldaten herbei, die man hinter den Felsen an der Küste versteckte. Mehrere Stunden vergingen, ehe irgend etwas bemerkt werden konnte. Schließlich sah man aber, wie zwei Boote sich dem Lande näherten. Von diesen aus wurden dann eine Menge Häuser und Ballen an den Strand geworfen. Nachdem die Boote wieder verschwunden waren, kamen sechs Schmuggler herbei und holten die Waren. Die Soldaten sprangen aus ihren Verstecken hervor, es kam zu einem harten Kampf, in welchem aber schließlich die Schmuggler doch unterlagen. Einem, der um Bordon dat, wurde erklärt, daß man ihn gehen lassen werde, wenn er den Soldaten zeige, wo das Hauptquartier der Bande sei. Auf diese Versicherung hin erklärte der Mann sich dazu bereit und führte die Soldaten dann über die Berge und Felsen nach einer Höhle, in welcher man achtzehn Schmuggler versammelt fand. Diese liefen sich sofort zur Wehr und es kam zu einem heftigen Kampf, bei welchem Revolver, Säbel und andere Waffen benutzt wurden. Zwei Schmuggler wurden getötet und sieben verwundet, ehe die Soldaten die Oberhand gewinnen konnten.

Wetter-Nachrichten.

Neues Unwetter. Stürme und Wollenbrüche haben in Ungarn neuen schweren Schaden angerichtet. Die Komitatshauptstadt Dees wurde fast verwüstet. Viele Brücken sind weggerissen worden, Bäume wurden entwurzelt und Landstrassen zerstört. Nach den bisherigen Feststellungen sind 35 Menschen ums Leben gekommen.

„Es war in jener herrlichen, großen Zeit, in der so manche Gedanke vollbracht wurde.“

Mars la Tour, Gravelotte und Sedan waren geschlagen, Paris weichte sich tapfer gegen seine Einschließer.

Wir standen an der Hallen; eilig segte der Nordostwind und trieb uns dicke Schneemassen ins Gesicht.

Es war ein paar Tage vor Weihnachten, als ich, nur von einer Ordonoanz begleitet, durch einen dichten Wald, ein paar Kilometer östlich von Amiens, ritt.

Ich hatte den General von Goeben eine Meldung über Feldherbes Armee gebracht und ritt in Begleitung meines Kavassiers, unsern etwa noch acht Kilometer entferntem Quartiere zu.

Es mochte so gegen elf oder halb zwölf Uhr Nachts sein. Wir ritten Bügel an Bügel; jeder hatte die Schutzwaffe auf den Schenkel gestützt und den Pallask am Faustriemen am Sandgelenk hängen.

Die Gegend war vor herumlungernem Gefindel nicht sicher. Dicht vor einem Hohlwege galoppierten wir an und schon nach wenigen Galoppjahren knallte es aus dem anstehenden Gebüsch. Klaffend schlug eine Kugel auf meinen Kavassier. Wir haben nichts als die ausfliehenden Schüsse und schossen dorthin unsere Pistolen ab. Plötzlich stellten sich uns sechs Kerle mit angeschlagenen Gewehren entgegen.

Mit geschwungenem Pallask sausten wir auf sie zu.

Ich hieb eben einem Kerl eins über den Schädel, als zwei Schüsse knallten und mein Fuchs unter mir getroffen zusammenbrach. Ich stürzte so unglücklich, daß ich mit dem einen Schenkel unter das sterbende Tier zu liegen kam. Meine Ordonoanz hatte zur selben Zeit einen Mann umgeritten, woraus sich die drei übrig gebliebenen Leute die Flucht ergriffen. Als sie mich aber liegen sahen, stürzten sie mit dem gellenden Ruf: Vive la France! Vive la Republique, wieder auf uns los. Kaum sah dies mein Kavassier, als er seine Klinge schwingend, auf die Kerls losging und mit seinen Wärentaschen gewaltige Stöße ansetzte, jeden derselben mit einem kernigen pommerischen Fluch begleitend.

„Es hatte noch vier Schuß in meinem Revolver, den ich

— Das

In letzter

worden, da

Nordseite

Postämtern

legt oder a

schaffen mo

postamt nic

Reichspostk

Wenn früh

ist, daß be

merle wärd

sei, so soll

und Heberli

reiche Firms

ners auf der

angegeben i

herartige K

geren oder

unwille her

unmachtsch

über den se

leicht schafft

— Der

auch beim 3

folg zu ver

in ihrer We

Revolution

zeichnen hab

ebenfalls n

Güte in Jul

Tanzlehrer

Veranlassun

affiziere au

freilich, ma

müssen, von

Erklärung:

durch das a

in wörtlisch

ob die Mäch

stigte Revol

Knappid

(Unter d

freie zugeho

gelungenen

verficherung

— Nachdruck

T

Die Bern

nach den Un

und der Unf

nach der Ju

Schiedsgeri

aus der Inv

stelle gebü

Streitfachen

den gegen

(schön) das

niz der Betr

legen ist. Die

bezeichnen u

schaden unter

darin die B

Ausführungs

Befcheid ertei

Protokoll des

liger Erhebun

chrift beaufsi

beauftragt, so

von Haus aus
Herausgeber
in der neuen
in einem der
mat lebte, so
Gewitterjahres
in feiern. „Ich
chits“, wenn er
in freundliches
wie die Augen
in seines Kriegs-
grünen Steier-
ein anderer,
sch geweiteten
den u. Tannen
und, ein schma-
en, die Schnei-
Schulter, lang
Das war er
or 50 Jahren,
im Hauensein
Fünf Jahre
zu Ort, von
damals noch
t, man nannte
ein Wander-
dieser Zeiten.
Schneider ge-
schmunkelnden
gratulierender
er im Verlauf
iel zufriedene,
und Bürger-
och bezweifeln
über die Qua-
ertigten Alei-
Stid in der
denn ich bin
kann und will
Hände allein.
hr“ gearbeitet
alle so gut
e Bücher und
das Schneide-
darüber kann
schmunkelt und
schon recht“.

Soldaten Mugglern

edo Bericht.
titgeteilt, daß
den Distrikt
nte aber den
lich am letzten
wie zwischen
den Männern
de verborgen
ahl Soldaten
die verdeckte,
emerkt werden
sich dem Land-
Menge Käser
in die Boote
ngler herbei
us ihren Ver-
f, in welchem
Einem, der
lassen werde,
ier der Bande
n sich dazu be-
erge und Zel-
hummigler ver-
er und es kam
r, Säbel und
er wurden ge-
die Oberhand

Wollenbrüche
richtet. Diele
stet. Viele
wurden ent-
n bisherigen
t gekommen.

t, in der so
n geschlagen,
Nordostwind

ich, nur von
ad, ein paar
eldung über
tung meines
enferntem

Nachts feht
ußwaffe auf
strieimen am
Bestand nicht
wir an und
aus dem an-
auf meinen
Schiffe und
ten sich uns

ie zu.
Schädel, als
ir getroffen
mit dem
liegen kam.
Mann um-
e Leute die
stützten sie
Republique,
iraplier, als
ung und mit
en derselben
ver. den ich

— Das Reichspostamt gegen das Postkarten-Strafporto.
In letzter Zeit sind viele Beschwerden darüber erhoben worden, daß Postkarten, die auf der rechten Hälfte der Vorderseite die Adresse des Absenders tragen, von den Postämtern als Briefe behandelt und mit Strafporto belegt oder als unzulässig von der Postbeförderung ausgeschlossen worden sind. Dieses Verfahren wird vom Reichspostamt nicht gebilligt. Eine im letzten Amtsblatt des Reichspostamts erschienene Verfügung besagt hierüber: Wenn früher in Einzelfällen darauf hingewiesen worden ist, daß bei Postkarten die rechte Hälfte der Vorderseite für die Adresse des Empfängers, die Freimarke und Vermerke wie „Einschreiben“, „Rückseite“ und dergl. bestimmt sei, so sollte damit nur bezweckt werden, die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit der Aufschrift nicht durch umfangreiche Firmenangaben usw. beeinträchtigen zu lassen. Reinesfalls darf der Umstand, daß die Adresse des Absenders auf der rechten Hälfte der Vorderseite einer Postkarte angegeben ist oder auf diesen Teil übergreift, dazu führen, herartige Karten als Briefe zu behandeln und auszutauschieren oder von der Postbeförderung auszuschließen.

Unwillkürlich herrscht im Publikum auch darüber, daß die Post unzulässiglich 15 Pf. Strafporto einsteht, wenn ein Wort über den sonstigen Strich nach rechts hinausreicht. Vielleicht schafft auch hier ein Ullas Abhilfe.

— Der „deutsche Gruß“, d. h. der militärische Gruß auch beim Zivil-Publikum, hat einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen: Die deutschen Landleute haben sich in ihrer Mehrheit für ihn ausgesprochen. Ob wir nun eine Revolution im Reiche der Umgangsregeln werden zu verzeichnen haben, bleibt abzuwarten. Die Gutmacher brauchen jedenfalls noch keine Angst zu haben, daß breitstirnpige Hüte in Zukunft nicht mehr werden gekauft werden; eine Tanzlehrerin aus Berlin erhob sich auf der Halberstädter Versammlung und erinnerte daran, daß die Schutruppen-offiziere auch Hüte tragen und doch militärisch grüßen. Freilich, man wird sich erst an das neue Bild gewöhnen müssen, von jedem militärisch begrüßt zu werden. Ob das Sprichwort: „Mit dem Hüte in der Hand, kommt man durch das ganze Land“ wirklich seine Bedeutung, wenigstens in wörtlicher Auffassung, verlieren soll? Wir wollen sehen, ob die Macht der Gewohnheit nicht doch über die beabsichtigte Revolution triumphieren wird.

Knappschaffswesen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie hergängliche Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.)

Das schiedsgerichtliche Verfahren.

Die Berufung auf schiedsgerichtliche Entscheidung muß nach den Bestimmungen des Invalidenversicherungsgesetzes und der Unfallversicherungsgesetze innerhalb eines Monats nach der Zustellung des Bescheides bei dem zuständigen Schiedsgericht eingegangen sein. Zuständig ist in Streitfällen aus der Invalidenversicherung dasjenige Schiedsgericht, zu dem gehört, die den Rentenanspruch behandelte hat. In Streitfällen aus der Unfallversicherung ist (abgesehen von den gegen die See-Versicherungsgesellschaft gerichteten Ansprüchen) dasjenige Schiedsgericht zuständig, in dessen Bezirk der Betrieb, in dem der Unfall sich ereignet hat, belegen ist. Die Berufung soll den Gegenstand des Anspruchs bezeichnen und die für die Entscheidung maßgebenden Tatsachen unter Angabe der Beweismittel enthalten; auch ist darin die Versicherungsanstalt, Berufsgenossenschaft oder Ausführungsbehörde zu benennen, welche den angefochtenen Bescheid erteilt hat. Die Berufung kann schriftlich oder als Protokoll des Schiedsgerichts gegeben werden. Bei schriftlicher Erhebung der Berufung ist dem Schriftsatz eine Abschrift beizufügen. Ist der Berufung eine Abschrift nicht beifügt, so fertigt das Schiedsgericht eine solche an. Die Kosten dieser Abschrift können von dem Berufenden eingezogen werden. Ist die Berufung nicht rechtzeitig eingelegt oder ist das Schiedsgericht nicht zuständig, so kann der Vorstehende dieselbe durch einen mit Gründen versehenen Bescheid zurückweisen. Der Berufende ist in diesem Falle befugt, innerhalb zwei Wochen vom Tage der Zustellung des Bescheides ab bei dem Schiedsgericht die Anberaumung eines Termins zur mündlichen Verhandlung zu beantragen. Die Entscheidung über die Berufung erfolgt, nachdem die Parteien sich in den erforderlichen Gegenständen zur Sache geäußert haben, ebenfalls auf Grund einer mündlichen Verhandlung vor dem Schiedsgericht. Der Berufende braucht zu diesem Termin nicht zu erscheinen; bleibt er ihm fern, so wird nach Lage der Akten entschieden. Sämt das Schiedsgericht das persönliche Erscheinen eines Beteiligten für angemessen, so hat es demselben zu eröffnen, daß aus seinem Nichterscheinen ungünstige Schlüsse

zuziehen; nachher hatte ich mein Bein unter dem juckenden Tiere herabgezogen.

Von allen Seiten drangen aber jetzt feindliche Leute auf uns ein, von denen wir nicht einmal wußten, ob es bewaffnete Bauern oder Soldaten der Kaiserlichen Armee seien. Wir bluteten bereits aus mehreren Wunden; ich glaube schon, daß Rettung unmöglich sei.

„Na, dann wollen wir unser Leben so teuer verkaufen, als es nur geht.“ rief ich meinen, auch nur noch zu Fuß kämpfenden Kameraden zu und stürzte mit Aufbietung meiner letzten Kräfte auf die Feinde.

Eben wollte mir einer der Blusenmänner mit seiner Art einen Hieb versetzen, als in nächster Nähe ein kräftiges Gurren, den Mann fast zur Salzfäule erstarren ließ. Die Lanzen ankommender Mannschaften dem Gesindel in die Rippen, ehe sie nur zur Besinnung kommen konnten. Einige feuerten noch blindlings ein paar Schüsse ab und entflohen in den Wald, der Rest wurde gefangen genommen.

„A bas les armes.“ schrie der führende Offizier den Franzosen zu; sie machten auch Miene, dem Befehle nachzukommen, nur ein schwarzäugiger Kerl mit einer richtigen Galgenphysiognomie, legte noch auf den Offizier an und ehe es einer unserer Leute verhindern konnte, brachte der Schuß und im Sattel schwanfend, stürzte der Führer der Mannen nieder. Sieben Lanzen führten dem Schurken mit einem Male in den Leib und ohne einen Mucks zu tun, stürzte er tot nieder.

„Ein viel zu anständiger Tod, für solch 'nen Schuft.“ schrie ein langer Mann Unteroffizier, „aufbaumeln den Hund!“ und schon lag dem Toten eine Fougereierleime um den Hals. Zur Abschreckung gegen andere baumelte der Tote bald in den Lützen.

Wenige Tage später, hatte das Kriegsgericht den Rest der Gefangenen zum Tode verurteilt; es waren Bauern aus der Umgebung gewesen, die uns ausgelauert hatten.

Der verwundete Offizier war ein Generalstabsoffizier unserer Kavallerie-Division, der noch in später Nacht von einem Medizinsgenossen zurückkam. Er hatte zehn Mann zu seiner Bedeckung mitbekommen.

für seinen Anspruch gezogen werden können. Das Verfahren vor dem Schiedsgericht ist öffentlich; aus Gründen des öffentlichen Wohles oder der Sittlichkeit kann aber die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden. Die Berufung kann durch Vergleich erledigt werden. Wird ein solcher nicht beliebt, so erfolgt die Beweisaufnahme. Das Schiedsgericht entscheidet innerhalb der erhobenen Ansprüche nach freiem Ermessen. Die Beratung und Beschlussfassung erfolgt in nichtöffentlicher Sitzung. Der Beschluss oder die Entscheidung wird öffentlich verkündet. Den Parteien ist innerhalb drei Wochen nach der Verkündung eine schriftliche Ausfertigung zuzustellen.

W. und S. in D. Nach unserem Dafürhalten brauchen Sie sich ein bestimmtes Quantum nicht vorzulesen zu lassen. Jedenfalls hat die Sache für den durch ihre Schuld verursachten Unfall vollen Erfolg zu leisten. Wir würden Ihnen aber empfehlen, ein billiges Angebot anzunehmen, falls Ihnen ein solches gemacht wird, denn es ist eine altbekannte Tatsache, daß derartige Schadenprozesse unter Umständen recht langwierig, ja für den Kläger ruinös werden können, wenn ihm der Atem, d. h. das Geld zum Prozessieren, ausgeht.

* Der Vater der Arinoline.

In Hoboken in den Vereinigten Staaten ist dieser Tage ein Mann gestorben, dessen Name unermüdet geblieben ist, und der sich doch um die Menschheit mancherlei Verdienste erworben hat. Es war Joseph Thomas, der am 19. März 1827 geboren wurde und mit 19 Jahren nach Amerika kam, wo er sein Leben verbrachte. Eine Erfindung von Thomas war es, die das in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Tragen der Arinoline erst ermöglichte. Ihm gelang es nämlich, durch einen geheimen Prozeß, den Stahl so geschmeidig zu machen, daß die Reifen der Räder sich mehr oder weniger den schönen Trägerinnen anschmiegen, lobak ein Eichen und sich bewegen in diesen Winterinstrumenten der Mode möglich wurde. Sein ingeniöser Gedanke fand auch in Europa Anwendung. Außerdem erfand Thomas eine wichtige Verbesserung der modernen Nähmaschine, eine Maschine, die erste ihrer Art.

Allerlei.

Pleite einer Luftschiffahrtsgesellschaft.
Die deutsche Luftschiffahrtsgesellschaft in Dresden, die im Oktober v. Js. gegründet wurde, ist in Konkurs geraten. Die Gesellschaft, zu deren Teilhabern mehrere österreichische Adlige zählten, veranstaltete nur einen Flugtag in diesem Frühjahr, der aber völlig mißglückte.

Bei Besteigung eines Fjordes abgestürzt.
Der 22jährige Fährhülz z. S. Harder ist bei einer von den Offizieren des vor Malefand liegenden deutschen Kriegsschiffes „Blücher“ unternommenen Besteigung eines Fjordes abgestürzt und war sofort tot. Die Leiche konnte geborgen werden und wurde an Bord des Kriegsschiffes gebracht.

Sturmopfer der See. In Bohnsack bei Danzig sind 4 Fischer ertrunken, darunter Vater und Sohn. Mehrere gefährdete Personen wurden gerettet. Auch aus Kiel wird von 4 ertrunkenen Fischern berichtet.

Ein Mädchen von Tollwut ergriffen. Das 16 Jahre alte Dienstmädchen Elisabeth Stolle zu Seiffenhensdorf war vor ungefähr Jahresfrist in Großschweidnitz, wo sie in Diensten stand, von einer tollwütigen Rabe gebissen worden. Die Schutimpfung im Pasteur-Institut in Berlin, wohin sich das Mädchen sofort begeben hatte, schien alle Gefahr beseitigt zu haben; sie kehrte ins Elternhaus zurück. Durch einen abermaligen Schred vor einer Rabe verlor sie vor etwa 3 Wochen die Sprache. Auch dieses Leiden war wieder behoben, dafür aber ist nun die schreckliche Tollwutkrankheit bei dem Mädchen, das sofort isoliert im Krankenhaus untergebracht wurde, ausgebrochen.

Zwei schwere Brandkatastrophen werden aus England gemeldet. Beim Brande des historischen Schlosses zu Menlough kam die Tochter des Besitzers in den Flammen um. Zwei Diener wollten sich durch Sprung aus dem Fenster retten, verunglückten aber tödlich. — In Belfast brannte das Relvie-Hotel nieder. Drei Personen verbrannten dabei.

Die Wihbegier des Ostens. Eine japanische und eine chinesische Studienkommission besuchten in Leipzig das Reichsgericht. Staatssekretär Delbrück hatte es sich nicht nehmen lassen, die Gäste selbst zu führen. Am muntersten, so wird gemeldet, erschienen die Japaner,

Ein gegenwärtiges Extempore war bei der jetzt herrschenden Finsternis unmöglich. Ich eilte auf den Gallienen zu und half ihm mit einigen Mannen hoch. Er stützte sich schwer auf uns und nannte mir dann mit schwacher Stimme seinen Namen. Schon bei den ersten Lauten erstarb mein Herz fast zu Eis und ich mußte alle meine Energie zusammennehmen, um den Schwerverwundeten nicht hingleiten zu lassen. Es galt hier einen braven Kameraden zu retten, der mich vor dem sicheren Tode befreit hatte!

Hier machte der alte Graf eine längere Pause und blickte still vor sich hin. Erst nach einigen Minuten des Schweigens, in denen Kurt keinen Blick von seinem zukünftigen Schwiegervater ließ, fuhr jener in gedämpfterem Tone fort:

Wir hoben ihn vorsichtig auf ein Pferd und ich wies drei Leute an, ihn in mein da und da gelegenes Quartier zu bringen.

Ich selbst nahm die ihm mitgegebenen Befehle, die er an einzelne Truppen überbringen sollte, an mich und ritt mit fünf Mannen als Bedeckung noch einmal in die Nacht hinaus. Es dämmerte schon, als ich tolmüde am frühen Morgen in meinem Quartier ankam.

Der Verwundete hatte, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen war, öfters nach mir verlangt. Kaum daß ich aus dem Sattel gestiegen war, eilte ich auch zu ihm.

Lange hielten wir unsere Hände fest in einander verflochten.

„Warum Kerl, wie geht es Dir?“ fragte ich ihn.

„Besser.“ gab er mir leise zur Antwort. „Kannst Du mir jetzt vergehen, daß ich vor Jahren unbewußt das Mädchen auch lieben lernte, das Deine erste Zuneigung besaß?“ Ich hatte keine Ahnung davon, fuhr der Verwundete fort, daß Du schon einmal um sie angehalten hattest. Erst längere Zeit nach unserer Verheiratung sprach sie darüber, als ich mich wunderte, gar nichts mehr von Dir gehört zu haben.

Hier machte er eine längere Pause und verfolgte ängstlich das Miensspiel seines am Bette sitzenden Fremdes.

Der alte Graf stand dann auf und ging große Rauchmasken ausstehend, mit den Händen auf dem Rücken einige

während die Chinesen auch hier ein gewisses gleichgültiges Verhalten zur Schau trugen.

Truppen vom Hitzschlag getroffen. Infolge der herrschenden Hitze sind am Sonnabend früh, wie aus Algier gemeldet wird, 40 Mann des vierten Bataillons des ersten Schwabenregiments auf einem Uebungsritt zusammengebrochen. Einer von ihnen ist bereits gestorben.

Auch eine Metamorphose. „Ein Huhn“, erklärte der Lehrer in der Zoologiestunde, „legt in seinem Leben etwa 600 Eier. Nach etwa fünf Jahren legt es gewöhnlich nicht mehr. Was geschieht dann mit ihm?“

Des Geflügelhändlers Söhnchen wußte Bescheid: „Man schneidet ihm den Kopf ab und verkauft es als junges Brathuhn!“ verkündigte er.

Was meine Tanten in Berlin erlebten.

Wie in meinen Tanten, Tettchen und Vindchen, der Entschluß gereift war, ihre Vater- und Mutterstadt Soldin, zu verlassen, um in die Metropole Berlin überzusiedeln, das haben Sie nie verraten, oder ich kann die Gründe für diese tollkühne Handlung vergessen haben. — Genug, die beiden alten Damen, die nie ihren Seimatsort verlassen hatten, erschienen eines schönen Tages mit Sad umm Pad, d. h. ungezähmtem Hausrat, mit dem leicht drei Berliner Mietwohnungen gefüllt werden konnten, an ihrem neuen Wohnort, in ihrer Begleitung Guste, das ihnen schon zehn Jahre dienende Mädchen für alles.

Mindestens vier Wochen vergingen, ehe in dem neuen Seim alles glücklich untergebracht war. — Endlich kam der erste ruhige Vormittag heran, an dem die beiden Tanten, jede an ihrem Fenster, mit ihrem Spionierglas, sich an den Nächstlichen gegenüber saßen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über das Leben in Berlin, das sie bis dato nur vom Fenster aus beobachtet hatten, folgte die Begutachtung eines besonderen Falles, der sie näher anging. Aus der ersten Etage, also gerade unter ihnen, erfolgte ein Umzug. — Jedes Stüd Inventar aus dem Besitz von Geheimrat Schulzes erfuhr eine genaue und gründliche Kritik durch die guten Tanten; aber beide mußten gestehen, daß die Sache ihre volle Zufriedenheit hatte. Sie hatten kaum vermutet, daß in dem leichtfertigen Berlin so viel Sinn für soliden und tüchtigen Hausrat zu finden sei. — Dem großen Möbelwagen, den die zwei Beobachterinnen sozusagen mit den Augen mit vollgepackt hatten, zum Schaden ihrer in den Schob gelegten Stridzeuge, schloß sich ein sauberer, netter Handwagen an, der unter wohlwollender Beurteilung leitens der weiland Soldinerrinnen betrachtet wurde. Einen herartig tüchtigen, soliden und reichhaltigen Bestand an Federbetten hatten Tante Tettchen und Vindchen keinem Berliner Haushalt zugetraut. Unter den lobenden Aeußerungen ihrerseits zogen zwei Männer den hochgepackten Wagen von dannen. —

Drei Wochen darauf meldete sich der erste Logisgast aus der verlassenen Heimat in Gestalt der intimsten Freundin der beiden Tanten, Fräulein Vottchen Gütke, an. Nach langem Beraten mit Guste über die Unterbringung des Gastes, erklieg das Fattotum, zum ersten Mal seit dem Einzug, die hohen Treppen zur Bodenlammer, um von da die nötige Anzahl von Kopfkissen, Unter- und Oberbetten für den zu erwartenden Gast herab zu holen. — Schredensbleich stand sie in kurzer Zeit wieder vor ihren Herrinnen, die zuerst kein Wort aus ihr herausbringen konnten. Nachdem sie von Guste das Entsetzliche vernommen, lanten beide, wie gelähmt, in ihre Sessel. Keine Feder von ihrem Bettschabak, der noch von Mutter und Großmutter herkam, war zu finden gewesen! Das Schredliche ward ihnen erst allmählich klar. — daß damals, als sie den Umzug von Geheimrat Schulzes miterlebten, zwei Ganner, die sich heimlich an den Umzug angeschlossen, vor ihren eignen Augen ihre Betten entführt hatten! Und sie hatten ihr Eigentum auch noch fortgelobt. —

Angesichts dieses Erlebnisses in dem Sündennest Berlin reifte in den Seelen der guten Damen der Entschluß: „Zurück nach Soldin, je eher, je lieber!“ — Sobald wie möglich wurde der Mietskontrakt gelöst, und mit allem Hausrat und ihrer Guste kehrten Tante Tettchen und Vindchen in ihre heimatliche Gefilde zurück. — Daß sie vorher, wie immer der Geschiedigte, für den Spott seitens der Berliner Verwandten und Freunde nicht zu sorgen hatten, erhöhte ihre Jeneituna für das Naudnest Berlin in keiner Weise. Jetzt sind die Beiden längst in das Land gezogen, wo es keine Umzüge mehr gibt, und so kann ich, ohne ihr Mißfallen zu erregen, diese wahre Geschichte erzählen!



Male auf und ab, dann fuhr er wieder ruhiger werdend in seiner Erzählung fort:

„Der Arzt trat ein und fand den Kranken sehr aufgeregt. Er ordnete vollkommen Ruhe und Alleinsein an, um dann später eingehender die Wunde untersuchen zu können.“

„Nein, nein, ich muß erst Gewißheit über alles haben, schrie er dem Arzte zu; geben Sie mir nur fünf Minuten Frist, hier mit meinem Freunde allein zu sein, ich muß, ich muß!“

Der Arzt ging. Ich trat auf meinen verwundeten Freund zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Sei ruhig Fredi, ich habe Dir längst im innersten Herzen verziehen. Ich war hart und ungerecht gegen Dich. Du ahnest ja den Zusammenhang nicht.“

Bei Nennung des Namens Fredi, war Kurt halb in die Höhe gefahren, setzte sich aber auf leises Abwinken des alten Grafen wieder, konnte aber kaum das Ende der Erzählung erwarten.

„Also“, fuhr Graf Leeren fort, „er war beruhigt. „Und nun Fredi, will ich Dir noch mitteilen, was ich noch niemanden gesagt habe, ich werde nach Beendigung des Feldzuges Helene von Eizheim als meine Gattin nach Hause führen! Bist Du nun beruhigt?“

„Ja“, hauchte er schwach und sank in die Kissen zurück, eine tiefe Ohnmacht umfing ihn.

Ich ließ sofort den Arzt herinkommen. Nach längerer Untersuchung schüttelte er bedeutend den Kopf.

Eine Odemanz rief mich ab. — Tag und Nacht waren wir an der Hallue Stehenden unterwegs, so daß ich nur im Vorbeistehen einmal den Kopf in das Krankenzimmer stecken konnte.

Erst der 23. Dezember brachte uns ein wenig Ruhe. Am Morgen des Tages war ein Konvikt mit Befehlen zc. aus Versailles vom großen Hauptquartier eingetroffen.

Ich sah Nachmittags am Schmerzenslager meines Freundes, Der Arzt hatte einen Schuß durch die Lunge festgestellt, konnte jedoch vor der Hand die Kugel nicht entfernen, da sie im Rücken dicht an einer Arterie stecken geblieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Doch noch etwas ganz Neues.

Wie in manchem anderen deutschen Bundesstaat sind auch im Königreich Bayern die Staatssteuern mit einem erheblichen Zuschlag belegt worden. Darauf haben in erster Reihe, wie schon mitgeteilt, die sehr fühlbar getroffenen Hausbesitzer in München eine allgemeine Erhöhung der Mieten beschlossen. Das ist in diesem Umfange denn doch noch nicht dagewesen, aber es ist zu erwarten, daß der Vorgang Schule machen wird. Ist ein solches Vorgehen berechtigt? Ein altes Wort sagt schon: „Wer Hausbesitzer ist, der freut sich zwei Male: Zum ersten Mal, wenn er das Haus kauft, zum zweiten Mal, wenn er es wieder los ist!“ Und das trifft heute in vielen Fällen weit mehr zu, als früher. Gewiß, es fehlt nirgendwo an glücklichen Hausbesitzern, die kräftig die Mieten steigern können, aber weit größer ist die Zahl derer, die Mühe und Not haben, mit Reparaturen und Hypotheken umzupflichten zu kommen. Es gibt keine offizielle Statistik über die Hausbesitzer-Verhältnisse, aber von den oben erwähnten Ausnahmen abgesehen, kann wirklich keine rechte Seite dabei gelassen werden. Auf den seltenen Besitzern der Steuerbehörden am liebsten auf, weil sie wissen, es muß da gezahlt werden. Aber jeder kann nicht mehr zahlen, wie er hat. Steht diese Tatsache fest, so muß zu den vielen Tagesfragen, die wir heute haben, die Mietenfrage eine ganz bedeutende Beachtung gewinnen. Sie drückt überall da, wo die Nachfrage nach Wohnungen das Angebot von unvermieteten Gelassen übersteigt, ganz gehörig, sie kann in den Orten mit rasch wachsender Bevölkerung zu einer wahren Dammischaube werden. Unmenschen, wie sie so oft dargestellt werden, sind die Hausbesitzer in der Regel nicht, auch sie lehnen sich nach Frieden. Aber auf ihre Kosten wollen sie kommen, und das ist oft leichter gesagt, als getan. Wer als Hausbesitzer mit der Steuer hat abzurechnen müssen, der weiß, was das bedeutet!

Wie Frauen Geld verdienen.

Die Zahl der Frauen, die dem Erwerbsleben zufließen, wächst von Jahr zu Jahr, aber meist sind es junge Mädchen, die nach Absolvierung der Schule in ein Geschäft oder ein Kontor eintreten und sich durch eigene Arbeit einen wesentlichen Zuschuß zu ihrem Lebensunterhalte verdienen, bis die Ehe sie dieser Notwendigkeit enthebt. Für sie, die in jungen Jahren in irgend einem Berufe sich Fertigkeiten erworben haben, ist es nicht schwer, im Notfall wieder an den Erwerb zu denken und durch eigene Kraft sich zu erhalten. Die Frau in reiferen Jahren aber, die durch den Verlust ihres Mannes oder ihres Vermögens plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt wird, sich selbst zu ernähren, ohne je in ihrer Jugend oder ihrer Erziehung auf diese Möglichkeit vorbereitet worden zu sein, steht dann vor Schwierigkeiten, die nur ein starker, unternehmender Geist überwinden kann. Im Geschäftsbetriebe werden überall die jüngeren Kräfte bevorzugt, dieser Weg ist ihr verschlossen, und wenn nicht Verbindungen ihr helfen, steht sie der bitteren Not Auge in Auge gegenüber. Wie solche Frauen in flüchtiger Abhängigkeit ihrer eigenen Fähigkeiten zu verstanden haben, sich ihre eigene Existenz selbständig aufzubauen, davon erzählt ein englisches Blatt einige interessante und lehrreiche Beispiele. Durch schwere Verluste war eine junge Frau genötigt, an Verdienst zu denken. Sie besaß einen stark entwickelten feinen Geschmack für Blumenarrangements, und sofort beschloß sie, dies Talent auszunutzen. Mit den Sekretären einer Anzahl großer Klubs knüpfte sie Verbindungen an, sie wollte die Blumenarrangements bei Festtafeln übernehmen. Einige originelle Entwürfe hatte sie entworfen, man trat ihr zwar skeptisch gegenüber, aber schließlich wagte man doch einen Versuch, die Entwürfe wurden genehmigt, und sie erhielt den Auftrag, bei der nächsten Gelegenheit den Tisch zu schmücken. Am Morgen um 5 Uhr sah man die tapfere

Frau in der Blumenhalle, in den reichen Schönen des Londoner Blumenmarktes traf sie mit sicherem Instinkt ihre Auswahl, die Blumen wurden in den Klub geschickt, am Vormittag kam die Dame und arrangierte die Tafel, und die Dekoration war so entzückend, daß die Gäste sich nach dem Schöpfer des Wertes erkundigten. Damit war der Bann gebrochen, heute zählt sie eine Reihe der größten Londoner Häuser zu ihren Kunden, und wenn immer ein besonderes Diner gegeben wird, versäumt man nicht, beiseiten die geschmackvolle Frau davon zu verständigen. Ihr Beruf bringt manche Unbequemlichkeiten mit sich, zweimal in der Woche muß sie vor Morgen-grauen aufstehen, um auf dem Blumenmarkt ihre Einkäufe zu machen und ihre Dispositionen zu treffen, aber nach zweijährigem Ringen verfügt sie heute über ein Einkommen, um das mancher Mann sie beneiden kann und das sie allein sich selbst und ihren Fähigkeiten verdankt. Eine originelle Idee, die aus einer ähnlichen Notlage heraus entstanden ist, hat einer anderen Londoner Dame ein zwar mühseliges, aber sorgenfreies Dasein verschafft. Die betreffende Frau hatte einen fein entwickelten künstlerischen Geschmack, den sie in früheren Tagen des Reichums beim Ankauf von Möbeln, Vorhängen, Tapeten, Tafellinien und Wäsche glücklich betätigt hatte. In den Tagen der Not beschloß sie, Einkäuferin zu werden, und den weit abseits der Hauptstadt auf dem Lande lebenden Leuten ihre besondere Gabe zugute kommen zu lassen. Als Entschädigung beanspruchte sie einen kleinen Prozentsatz vom Werte der gekauften Waren. Sie begann in allen größeren Provinzialstädten zu annoncieren, nahm mit den Geschäftsführern, mit denen sie früher zu tun gehabt hatte, Fühlung und erhielt das Versprechen, daß man allen größeren auswärtigen Kunden bei passender Gelegenheit ihre Dienste empfehlen werde. Der Anfang war nicht gerade vielversprechend, im ersten Jahre mußte sie mit Not und Sorgen kämpfen, aber mit der Zeit setzte sich die Idee durch. Die wenigen Kunden, die ihr Aufträge erteilt hatten, waren über alle Maßen zufrieden, man empfahl die tüchtige Einkäuferin weiter, und heute verfügt sie über einen großen Kreis von Gutsbesitzern und Landbesitzern, die ihr regelmäßig ihre Londoner Einkäufe anvertrauen. Sie verdient genug, um gut leben zu können, ist zufrieden, hat Freude an ihrem Beruf, wenn die Tätigkeit bisweilen auch aufreibend und anstrengend ist. Eine andere junge Frau verdient sich in London heute als Hauswartin ihren Lebensunterhalt. Von Kindheit an hatte sie eine besondere Vorliebe für Hunde. Als die Not hereinbrach, ging sie in die Hundeaussstellung, notierte sich die Namen der Aussteller und bot allen ihre Dienste an. An gewissen Tagen wollte sie die Hunde besuchen, sich davon überzeugen, daß sie richtig behandelt und sorgsam gepflegt werden, ihre Fütterung überwachen usw. Am Anfang erhielt sie überall Ablehnungen, man schüttelte den Kopf und dankte. Aber die Ausdauer siegte: als sie einem besonders wertvollen Hunde durch ihre sachgemäße Pflege das Leben rettete, verbreitete sich ihr Ruf. Heute hat sie von vormittags 9 bis in die Nachmittagsstunden zu tun, um alle Hunde zu besuchen, die ihrer Aufsicht anvertraut sind, und mit Stolz erklärt sie, daß sie durch ihren eigenen Gedanken heute ein Einkommen besitzt, das sie früher zu erhoffen nie gewagt haben würde.

Eine fürstliche Afrikareisende.

In diesen Tagen erwartet man im Herzogsschloß von Capodimonte bei Neapel die Rückkehr der Herzogin von Aosta aus Afrika, wo sie sich länger als ein halbes

Jahr aufgehalten hat. Im vorigen Herbst ließ die Herzogin, die eine leidenschaftliche Jägerin ist, in Ägypten eine eigene Expedition für sich ausrüsten, mit der sie nilaufwärts bis zum Viktoria Nyansa vordrang. Auch auf dieser an Gefahren und Schwierigkeiten reichen Reise hat die Herzogin — wie schon vor einigen Jahren bei ihrer ersten großen Expedition in den Sudan — einen seltenen Grad von körperlicher Ausdauer und Kaltblütigkeit bewiesen. Sie hat eine größere Anzahl Löwen, Tiger und anderer Bestien erlegt und bringt als besondere Trophäe den Schädel eines Elefanten mit, den sie mit einer einzigen wohlgezielten Kugel abgeschossen hat. Die Herzogin von Aosta, die Gattin des Herzogs Emanuel von Aosta, ist eine jüngere Schwester der Königin-Witwe Amalie von Portugal. Sie ist 39 Jahre alt und Mutter eines einzigen zwölfjährigen Sohnes.

Wellmann über seine Ozean-Luftfahrt.

Mit wachsendem Interesse verfolgt Amerika die umfangreichen Vorbereitungen, die in der kühnen Luftfahrt gipfeln sollen, in der Wellmann im Herbst mit seinem Luftballon „Amerika“ den Atlantischen Ozean überqueren und in Europa landen will. Der unternehmende Amerikaner, der seinerzeit durch seine unglücklichen Versuche, mit einem Luftballon den Pol zu erreichen, bekannt wurde, hat sich in Atlantic City über die Ausichten seines Vorhabens geäußert. Sein jetziger Versuch sei ein Echo des Planes, den Nordpol mit dem Luftschiff zu erreichen, den er damals, den Spuren des unglücklichen Andree folgend, gefaßt habe. Die „Amerika“ ist von Paris bereits unterwegs, und in 14 Tagen werden die Versuchsfahrten beginnen, die das Wagnis des Ozeanfluges vorbereiten. „Ich weiß nicht, ob ich mein Ziel erreichen kann, aber versuchen können wir es. Die „Amerika“ kann 17 000 Gallonen Gasolin mitführen. Wir könnten wenigstens 33 englische Meilen in der Stunde zurücklegen, was schneller wäre wie die Fahrt der „Mauritania“. Aber das ist nur eine theoretische Erwägung: in Wirklichkeit werden wir langsamer fliegen müssen, weil sonst unser Heizmaterial zu schnell erschöpft wäre. Bei günstigem Winde werden wir mit 17 englischen Meilen in der Stunde zufrieden sein; sollte der Wettergott uns wirklich günstig gesinnt sein, dann erst würden wir beide Motore benutzen, um größere Geschwindigkeiten zu erzielen. Mit meinen Gefährten trage ich die Verantwortung und wir tun alles, um die gefährliche Sache auf möglichst gefahrlose und sichere Wege zu leiten. Vielleicht gelingt es uns, vielleicht endet alles mit einem Mißerfolg; aber wir haben keine Angst vor dieser Möglichkeit, zu scheitern und ausgelacht zu werden.“ Daß die „Amerika“ imstande ist, eine 3000 Meilenfahrt zu vollbringen, sollen in den nächsten Tagen die Landflüge bei Atlantic City beweisen. Aber die entscheidenden Fragen, die unbekannten Faktoren werden erst durch den Flug über den Ozean geklärt: ob die Ballonhülle durch die transatlantische Atmosphäre geschädigt wird, ob die Windströmungen günstig sind und überwunden werden können. Auf alle Fälle wird Ende September die Fahrt angetreten. Die „Amerika“ führt einen Apparat für drahtlose Telegraphie an Bord, durch den Wellmann die Gefahren des Fluges auf ein Minimum zu reduzieren hofft. Er will sich bei dem Fluge möglichst an die Routen halten, die die Passagierdampfer benutzen, sodas Hilfe im Notfall leicht zu erlangen wäre. Darum hält Wellmann auch das Unternehmen keineswegs für so gefährlich, wie das Publikum im allgemeinen glaubt.

Die Rosen der Frau von Sellentien.

Novelle von Hedda v. Schmid.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Na — Herr Hellborn, Sie sind ja gottlob glücklich über den Berg,“ sagte die Schwester eines Morgens. „Hier hat der Friedrich von der Frau v. Sellentien einen Rosenbusch extra für den Herrn Hellborn gebracht. Die Frau v. Sellentien hat ja überhaupt, seit der Automobilunfall im Anzeiger gestanden, täglich herüber geschickt und anfragen lassen, wie's dem Herrn Hellborn ginge? Wohl eine Bekannte vom Herrn — die Frau v. Sellentien?“ fügte Schwester Eulalie mit ihrem guten, mütterlichen Lächeln neugierig hinzu.

Axel schüttelte mit dem Kopf: „Bewahre — keine Spur!“ Ein bißchen sehr aufdringlich waren diese Kleinigkeiten doch mit ihrer gutgemeinten Teilnahme. Da mußte er der alten Dame in ihrem Rosengarten wohl gar noch eine Dankvisite machen? Das erforderten schon die Rosenpenden. . . Am Fuße eines bewaldeten Hügel lag die Villa der Frau v. S. Axel war als gekleidet aus dem Krankenhaus entlassen worden und wollte nach ein paar Stunden zu einer Nachkur in ein Bad abreißen. Aber zuvor mußte er die leidige Höflichkeitspflicht erfüllen und der gütigen alten Dame für ihre Rosen danken. Durch Friedrich, den Gärtner der Frau v. S., hatte er der gnädigen Frau seinen heutigen Besuch anmelden lassen. Schwester Eulalie hatte ihm den Weg zur Villa genau beschrieben; nun schritt er, das beim Autounfall verletzte Bein noch ein wenig nachschleppend, durch Melitta Erhards Heimatsstadtchen. Sie hatte ihm einst das kleine Nest geschildert und — da lag ja ihr Vaterhaus vor ihm — sie hatte es ihm haarklein beschrieben, und er entsann sich plötzlich ganz deutlich aller Einzelheiten. Also hatte Frau v. S. die Erhardsche Villa gekauft. . . Axel schritt durch den Vorgarten, in dem unzählige Rosenstöcke standen; sie umsäumten das Rasenrondell und waren als

kleine Schildwachen zu beiden Seiten des Portals gepflanzt. Nun entblätterten die Sonnenkinder bereits, ein paar prächtige Knospen sahen noch an den Zweiglein und sehnten sich ihrer Entfaltung entgegen.

Axels Schritt hallte laut auf den bunten Steinfliesen der Vorhalle, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen plätscherte. Das Wasser im Steinbassin war mit Rosenblättern bedeckt. Eine Seitentür der Halle öffnete sich, und langsam — Axel meinte zuerst, eine Vision zu erblicken — kam in einem schwarzen, schleppenden Kleide Melitta Erhard auf ihn zu, noch immer mädchenhaft, blond, liebreizend aussehend.

„Ich bin Frau v. Sellentien,“ sprach sie leise. Axel war fassungslos. Weil in solchen Fällen gewöhnlich die Frau die Situation beherrscht, so fragte Melitta ihn nach seiner Gesundheit — da nahm auch er sich zusammen und gab eine höfliche Antwort, so, als stände er einer Weltfremden gegenüber und nicht der Frau, bei deren Anblick sein Herz wild zu pochen begann. Sie ließen sich auf niedrigen Bambussesseln am Rande des Springbrunnens nieder. Im Bassin schwammen einzelne dunkelrote Rosenblätter, die wie Blutstropfen aussehenden, zwischen den blauen, den rosenfarbenen und weißen.

Axel und Melitta redeten vom Autounfall, vom Wetter und von den Rosen, und plötzlich, als er sich abschiednehmend erhob, fragte sie ihn nach „seiner Familie“.

„Ich habe keine,“ erwiderte er schroff. „Aber man sagte mir damals — in München, daß Sie verlobt wären und daß vor ihrer Hochzeit ständen — damals — wissen Sie noch, auf dem Gartenfest. Als Sie den Rosenstrauch, den ich Ihnen gebracht, mit einem hochmütigen, grausamen Lächeln zerpfückten und die Blumen an andere verteilten. . . die Sie ebenso toll machen wollten wie mich. O, Melitta, warum haben Sie eine so häßliche Erinnerung in mein Leben eingebracht? Ich glaube Jahre hindurch, daß sie tot sei — aber sie lebt noch in mir, als hätte jenes Gartenfest erst gestern stattgefunden.“

Axel hatte sich wider seinen Willen zu diesen Worten hinreißen lassen, nun verneigte er sich förmlich und griff hastig nach seinem Hut: „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädige Frau!“

Er wandte sich zum Gehen, aber sie hob die Hand, als wolle sie ihn zurückhalten. „Nicht doch, Axel Hellborn, nicht so wollen wir uns trennen! Ich spielte nicht mit Ihren Gefühlen für mich — aber ich setzte bei Ihnen ein frevelhaftes Spiel mit meinem Herzen voraus, als man mir sagte, Sie wären mit einem Modell verlobt, der schönen Teresa, der“ —

„Das war Lüge, Verleumdung!“

„Da erfaßte mich Verzweiflung,“ fuhr Melitta rasch fort. „Ich verteilte die Rosen an meine Kourmacher, die mir so gleichgültig, ja lästig waren, um Ihnen, Axel, zu beweisen, daß Sie mir nichts, gar nichts wären. Dann war ich lange Jahre hindurch einsam. Auf den Wunsch meines sterbenden Vaters vermählte ich mich mit meinem Better Sellentien. Als ich Witwe geworden war, kehrte ich in mein Mädchenheim zurück und ziehe hier Rosen, um Kranke damit zu erfreuen. . . Es sind dieselben blauen, rötlichen schimmernden Sorten, von denen Sie mir damals einen Strauß brachten, Axel Hellborn.“

Da stand er neben ihr und umschloß ihre Hände mit den seinen.

„Melitta. . .!“

In diesem gestammelten Wort lag eine Welt von leidenschaftlicher Hoffnung und Hingebung. Die fast vierzigjährige Frau errötete wie ein junges, bräutliches Mädchen. Sie entzog ihm sanft ihre Hände, eilte zu dem nächsten Rosenbüschel und pflückte eine der halbgeschlossenen, leichten Blumen. Als sie Axel die Rose reichte, wußte er, daß ihrer beider Rosenzeit im Herbst ihres Lebens beginnen würde.

Obwohl Frau Melitta nach zwei Monaten Frau Hellborn hieß, so nannte man im Städtchen aus langjähriger Gewohnheit den Reichtum ihres Gartens der Kranken und Traurigen so viel Freude spendete, nach wie vor — „die Rosen der Frau v. Sellentien“.

Die Verluste des deutschen Heeres im Kriege 1870—71.

Nach dem Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg beträgt der Gesamtverlust der deutschen Heere 129 610 Mann, einschließlich 6151 Offiziere und Offiziersdienstanten, sowie 125 Ärzte und Beamte. Von dieser Zahl sind 12 854 Vermisste, die in die Hand des Feindes fielen. Es wurden 20 Generale verwundet, während 5 Generale vor dem Feinde fielen. 51 Obersten wurden verwundet, und 27 starben den Heldentod. Von 299 Oberleutnants und Majors, die vor dem Feinde verwundet wurden, waren 96 tot. 620 Hauptleute und Rittmeister wurden verwundet und 320 fielen. An Leutnants wies der Krieg einen Gesamtverlust von 3982 auf, von denen 1171 starben; der Rest wurde verwundet und gefangen genommen. Von Offiziersaspiranten waren 581 verwundet und 252 tot. Der erste Offizier, der im Kriege den Heldentod starb, war der Leutnant Winsloe vom 3. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 23, der bei dem Rekognoszierungsritt mit dem Grafen Zeppelin ums Leben kam. Frankreichs Verlust bezifferte sich auf 250 000 Mann, von denen 120 000 Tote waren. Der Gesamtverlust Frankreichs mit Einschluß sämtlicher Gefangenen betrug rund 850 000 Mann.

Unfälle im Bergwerksbetrieb.

Mus Fachkreise wird uns geschrieben:
Es ist eine bekannte Tatsache, daß Unfälle im Bergwerksbetriebe stets von allen möglichen Seiten, die sich dazu berufen fühlen, zum Anlaß genommen werden, in der Presse ihre Ansicht darüber darzulegen, wie solche Unfälle vermieden oder wie sie in ihren Folgen gemildert werden können. Solche Artikel erwecken dann bei nicht bergmännisch gebildeten Lesern leider nur allzuleicht den Eindruck, daß bei Befolgung der soeben gelehrten Vorschläge das Unglück hätte vermieden werden können, daß also von Seiten der Grubenverwaltungen ein frevolhaftes Spiel mit dem Leben ihrer Bergleute getrieben worden sei. Der Fachmann dagegen weiß, was er von derartigen Vorschlägen im allgemeinen zu halten hat. Hat er sich trotz der zahllosen widerwärtigen und verheerenden Angriffe auf die Grubenverwaltungen noch ein wenig Optimismus bewahrt, so sagt er sich, die Vorschläge sind zwar technisch absolut unausführbar, aber jedenfalls gut gemeint. Der skeptische geworden — und deren Zahl wird infolge der Ereignisse der letzten Jahre immer größer — weiß, daß bei weitem der größte Teil derartigen Vorschläge aus Sentimentalität geschrieben wird, aus der Sucht, neben den eigentlichen Bergleuten auch die sogenannte öffentliche Meinung zu verheeren und den ohnehin nur noch kümmerlichen Rest des Vertrauens zu den Grubenverwaltungen vollends zu zerstören.
Ein Artikel, von dem man nicht recht weiß, ob er aus himmelstreichender Unkenntnis bergbauartiger Verhältnisse oder aus der eben skizzierten Absicht heraus geschrieben ist, findet sich an erster, leitender Stelle der „Deutschen Warte“ vom 19. Juli, Ausgabe A. Der Verfasser dieses Artikels, der offenbar niemals ein Bergwerk geleitet hat, hat sich u. E. jedenfalls das Tollste geleistet, was an utopischen Ideen auf diesem Wege jemals produziert worden ist, und das will viel heißen.

Es mag noch angehen, daß er ein vollständig ausgebautes Telephonnetz durch die ganze Grube verlangt, obwohl er sich über dessen Länge und die Möglichkeit, es in betriebsfähigem Zustand zu erhalten, wohl kaum recht klar ist. Eigenartiger schon mutet es an, wenn er verlangt, daß alle 100—200 Meter Wasser ausgeschossen werden sollen, in denen Vorräte an Konserve, Getreide, Beleuchtungsmitteln, Dedern, ferner Werdern (1), ein Grubenbild und Verhaltensregeln für perschnittene Bergleute niederzulegen wären! Welche immensen Kosten würden bei dem oft Duhende von Kilometern langen Entfernungen in modernen Gruben durch derartige Maßnahmen entstehen, und glaubt der Verfasser dieses menschenfreundlichen Vorschlages wohl, daß diese Vorräte — vielleicht abgesehen von dem Grubenbild und den Verhaltensregeln — viel länger als eine Schicht an ihrem Platze liegen würden? Vielleicht würde er hiergegen einwenden, daß man alle 100—200 Meter einen Schuttmann zur Bewachung der Vorräte aufstellen sollte!

Ferner schlägt der Verfasser vor, sämtliche Bergleute das Morse'sche Telegraphenalphabet zu lehren, damit sie in der Lage wären, sich durch Klopfen telegraphisch verständigen zu können. Er sei freundlich eingeladen, sich dieser dankenswerten Aufgabe zu unterziehen! Er möge ferner auch einmal die von ihm vorgeschlagene unterirdische Rohrpost ausführen, die den verschütteten Lebensmitteln oberirdischen Zuführen soll. Er muß aber dafür garantieren, daß die Leitung im Falle von Explosionen oder Bränden unbeschädigt bleibt und das seine Bouillon nicht an der verkehrten Stelle ausläuft. Wir raten aber dem Erfinder dieser Gedanken, mit der Ausführung der letzteren lieber zu warten, bis er in die von ihm ebenfalls angeordnete Lage kommt, ohne jede Leitung „drahtlos“ durch eine Erdsticht bis 900 Meter hindurch sprechen zu können.
Die Krone legt der glückliche Erfinder jedoch allem bisher Dagewesenen durch seinen Vorschlag auf, in einzelnen der oben erwähnten Provinzialischen Phonographen und Gramophone unterzubringen, die durch „ermunternde musikalische Weisen den gesunkenen Mut der Verschütteten wie er ein wenig zu stärken geeignet wären“. Es ist geradezu unverständlich, wie ein solches Blatt seinen Lesern derartiges vorzulegen mag. Solche Vorschläge sind direkt dazu geeignet, den Ernst der Sachlage ins Lächerliche zu ziehen, und man täte besser daran, darüber zur Tagesordnung hinwegzugehen, wenn es nicht immer noch genug Leute gäbe, die nur allzuleicht an die Brauchbarkeit solcher Vorschläge glauben und mit dem Verfasser des Artikels der „Deutschen Warte“ der Meinung sind, daß auf dem Gebiete der Fürsorge für die Bergleute noch viel zu wenig geschehe. Der Artikel schließt unter anderem mit den vielversprechenden Worten: „Damit genug für heute!“ Wir sind wirklich neugierig, was nun überhaupt noch kommen kann, empfehlen dem glücklichen Erfinder jedoch in seinem eigenen Interesse, nach dieser einen wahrscheinlich ersten Exkursion in das Gebiet der Verbesserungsvorschläge im Bergwerksbetriebe sich zunächst einmal an Ort und Stelle mit dem unterirdischen Betrieb einer modernen Schachtanlage vertraut zu machen.

Zum Nachdenken.

„Und wenn du amme Krähweg stohst,
Und nimma weißt, wo's ane goh,
Sack still, und frag dei G'wisse zuerst,
s' cha Dätsch, Gottlob! und folg' sin Rot!“
F. B. Hebel (Aus dem Gedichte: „Der Wegweiser“.)

Rettung durch drahtlose Telegraphie.

Der drahtlosen Telegraphie ist es zu verdanken, daß am Samstag der Dampfer „Morus“ der Southern Pacific Line mit 83 Passagieren und einer Mannschafft von 125 an Bord vor einer entsetzlichen Katastrophe bewahrt wurde. Der „Morus“ befand sich auf seinem Wege von New York nach New-Orleans, als unterwegs Feuer ausbrach, vermutlich durch leichtsinniges Wegwerfen eines brennenden Streichholzes. Die Lufen wurden geschlossen, alle Pumpen in Bewegung gesetzt und unaufhörlich lief der Apparat der drahtlosen Telegraphie nach Hilfe. Die Ordnung wurde aufrecht erhalten und die Rettungsboote wurden in Bereitschaft gebracht, doch da die Küste eine außerordentlich gefährliche ist, sollten sie nur benutzt werden, wenn jedes andere Rettungsmittel verlagte. Die ganze Nacht hindurch saßen die das Meuerste befürchtenden Passagiere, Männer, Frauen und Kinder, auf dem Deck. Morgens vernahm das entgegenkommende Schwesterschiff der Gesellschaft, der Dampfer „Comus“, die telegraphische Hilferufe und eilte herbei. Sämtliche Passagiere wurden an Bord genommen und die „Comus“-Mannschafft begab sich an Bord des „Morus“, um beim Löschen des Feuers zu helfen. Dann vernahm die Marinestation in Charleston den drahtlosen Ruf und sandte Schlepper zur Hilfe, die den „Morus“ nach dem Cap Canaveral, Florida, schleppten. Bis jetzt ist noch nichts Bestimmtes darüber bekannt, ob es möglich ist, das Schiff zu retten.

* (Noch ein Märtyrer der X-Strahlen.)

Erst vor wenigen Tagen ist in London Dr. Cox als ein Opfer der X-Strahlen nach langem, qualvollem Leiden dahingerafft worden; nun wird aus Philadelphia berichtet, daß auch die amerikanische Wissenschaft in kurzer Zeit den Verlust eines eifrigen Forschers wird beklagen müssen: im Jefferson-Hospital liegt Dr. Mithran A. Kassabian im Sterben. Er war einer der ersten Gelehrten, die in Amerika die Erforschung der gefährlichen X-Strahlen begannen, und wie Dr. Cox stirbt auch er an den Folgen der geheimnisvollen Strahlenvergiftung. Der heroische Gelehrte hat seine Leiden mit der größten Sorgfalt verheimlicht und erst jetzt wird der Ursprung und die Tragweite seiner Erkrankung bekannt. Die Ärzte geben zu, daß es sich um eine Art Hautkrebs handelt, der durch die Verbrennung der Haut durch X-Strahlen entstanden ist. Bereits im vergangenen Jahre hatte das unaussprechliche Leiden bedrohliche Fortschritte gemacht, der ganze linke Arm war in Mitleidenschaft gezogen, die Drüsen hatten sich erweitert, und man schritt zu einer Operation. Der Chirurgieprofessor an dem Jefferson Medical College entfernte die Drüsen, aber die Wunden heilten nicht, und der Zustand wurde immer schlimmer. Man mußte bald darauf zu einer zweiten Operation Zuflucht nehmen. Alle größeren Muskeln der linken Brustseite wurden vor etwa 4 Monaten durch diesen neuen chirurgischen Eingriff entfernt. Aber die erhoffte Erleichterung ist ausgeblieben, alle Mittel der Wissenschaft, das Uebel zu bekämpfen, waren fruchtlos. Die Ärzte geben jetzt zu, daß keine Hoffnung mehr bleibt und daß Dr. Kassabian als ein zweites Opfer der X-Strahlen nur durch den Tod binnen kurzem Erlösung von seinen mannhaft erduldeten Qualen finden kann.

Die Seekrankheit.

Humoreske von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

Der große Dampfer, der nach den Inselbädern fuhr, war vollgepropt von Menschen, und Herr Wilhelm Grebe freute sich, daß er auf dem Vordeck, wo man so hübsch in die Weite sehen konnte, noch einen Platz gefunden hatte. Aber kaum war man aus dem Hafen heraus, als Bewegung in die Menge kam. Man spazierte auf und ab, knüpfte Bekanntschaften an und troch auch unter Deck, um das Innere des schönen Schiffes zu besichtigen. Dasselbe tat schließlich auch Herr Grebe. Er schenkte gemächlich vom Bug bis zum Heck, besah genau und gründlich, was es auf diesem Wege zu sehen gab und fleg alsdann die zu den Kajüten führende Treppe hinab. Im Salon bemerkte er so viele Damen, daß er am liebsten wieder umgekehrt wäre, doch drängten ihn andere Passagiere, die hinein wollten, über die Schwelle. Befangen blickte er um sich, und da er doch irgendwohin gehen mußte, betrachtete er die Wilder, die die Wandfläche schmückten.

Er fand schon eine geraume Weile vor diesen Gemälden, als eine junge Dame, die unter einem „Meer bei Mondschein“ sah, leise flüsterte. Er blickte flüchtig zu ihr nieder und sah in ein bekanntes Gesicht, das ihn freundlich anlächelte.

„Fräulein Hübnert!“
Er hätte eine Meerjungfer nicht mehr anstaunen können als die Kollegin von der benachbarten Mädchenschule.

„Ja, ich bin's, Herr Grebe,“ erwiderte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Verzeihen Sie nur, daß ich Sie gestört habe.“

„Aber, ich bitte Sie! Es wäre mir doch sehr peinlich gewesen, wenn ich Sie übersehen hätte.“
„Ach,“ meinte sie, „es ist ja hier unten nicht sehr hell. Man sieht wie in einem Versteck, und wenn man übersehen wird, hat man selbst schuld.“

„Nun, Sie wären doch auch wohl bald auf Deck gekommen, und wir hätten uns dann oben getroffen.“
Sie schüttelte den Kopf. „Ich gehe nicht auf Deck.“

„Aber Sie haben doch nicht etwa die Absicht, die ganze Fahrt in diesem geschlossenen Raum zuzubringen? Wollen Sie denn die köstliche Luft, den herrlichen Sonnenschein nicht genießen?“
„Ich möchte wohl,“ seufzte sie, „aber ich getraue mich nicht.“

„Aber wovor haben Sie Angst?“ fragte er und fühlte den ritterlichen Beruf, dieses zarte, schwache Wesen, das sich auf dem Wasser so hilflos borkam, in seinen Schutz zu nehmen.
Sie wurde rot.

„Sie werden mich ja auslachen — ich fürchte mich vor der Seekrankheit!“ Da lachen Sie schon!“
„Aber, liebes Fräulein, es ist auch komisch. So, wie Sie es anfangen, werden Sie die Seekrankheit gerade bekommen.“

„Kollegin Kleefeld, die schon öfter Seereisen gemacht hat, hat mir doch aber geraten, mich nur im Salon aufzuhalten!“
„Dann verstehe ich Fräulein Kleefeld nicht,“ erklärte er mit Nachdruck. „Jeder Arzt, jeder Erfahrene wird Ihnen sagen: Das wirksamste Vorbeugungsmittel gegen die Seekrankheit ist die Bewegung in frischer, reiner Luft, nicht born und nicht hinten auf dem Schiff, weil es da am bestigsten schwankt, sondern möglichst in der Mitte. Frische Luft und, falls Appetit vorhanden, mäßige Nahrungszufuhr bei Vermeidung aller alkoholischen Getränke — das ist es, was sich bewährt hat.“

„Und Fräulein Kleefeld riet mir, ich sollte recht viel essen und dazwischen immer einen Schluck Ingwerlikör nehmen!“
„Aber, ich habe schon ein paar mal aus meiner Reiseflasche getrunken.“
„So hören Sie damit auf und befolgen Sie meine Rat-schläge. Ich bin schon, auch bei stürmischen Wetter, auf kleinen Dampfern über das Ostsee gefahren und nie seekrank geworden.“

Es mag ja sein, daß mir die Disposition dazu fehlt, ich schreibe meine Seefestigkeit aber auch dem vernünftigen Verhalten zu, dessen ich mich bei solchen Fahrten befeleige.“

Er hatte sich förmlich in Eifer gesetzt, und das stand ihm gut. Er war ja ohnehin ein recht ansehnlicher junger Mann. Und warum sollte sie ihm weniger Vertrauen schenken als der Kollegin Kleefeld?

So riefte sie denn ihre Habseligkeiten zusammen und folgte ihm auf Deck. Man fand in der Mitte zwei herrenlose Klapp-sühle und nahm davon Besitz.

Unterhaltfamer war es hier oben schon als unten im Salon für Nichtgänger. Die Schiffskapelle spielte, die Passagiere promenierten, und das breite Fahrwasser war von kleinen und großen Schiffen belebt. Und dann plauderte es sich sehr nett mit dem Kollegen Grebe. Er erzählte von seinen früheren Reisen, und sie berichtete, wie sie zu dieser Meerfahrt gekommen sei. Ein Onkel und eine Tante, die in jedem Jahre auf etliche Wochen an die See führen, hätten sie eingeladen, ihnen Gesellschaft zu leisten. Die beiden alten Leute würden sie heute auf der Landungsbrücke erwarten. „Und ich möchte doch gern recht wohl und munter bei ihnen eintreffen!“ schloß sie.

„Das werden Sie auch,“ versicherte er. „Sollten Sie übrigens Hunger haben, so essen Sie, bitte, jetzt.“
Sie entnahm ihrer Reisetasche eine Anzahl belegter Brötchen, rührte nicht eher, bis er davon genommen hatte, und ließ dann selbst eines nach dem andern in ihrem Mäulchen verschwinden. Als sie ihm aber einen Ingwerlikör anbot, lehnte er entschieden ab und dubelte auch nicht, daß sie sich das Frühstück damit versüßte.

Und als man gegessen hatte, ging man auf Deck hin und her. Der Wind blies ziemlich frisch aus Nordwesten, und auf den Wellen zeigten sich weiße Schaumkämme. Aber noch schwannte das Schiff kaum merklich.

„Das Wetter ist ja so frieblich!“ meinte er. „Da wird es nem was passieren.“

„Aber die Dame dort — wie blaß und elend sie aussieht!“
„Sie wird wohl schon leidend an Bord gekommen sein.“

Und man schritt vorüber. Er überredete sie auch, sich ganz born an die Spitze des Dampfers mitzugesellen. Dort würde man doch schon ein fröhliches Schaulden, und sie machte schnell wieder kehrt. Er folgte ihr lachend.

Und gleich darauf flüchtete sie abermals: als nämlich un-ermutet eine Welle auf Deck folgte und ein Regen kalter Spritzer niederprasselte. Einige Damen und Herren, die an der Reling standen, wurden arg durchnäßt.

„Wie kann man sich auch dort hinstellen!“ tadelte Herr Wilhelm Grebe. „Unvorsichtigkeit wird bestraft.“

Agnes Hübnert blickte mitteilidig zu den „Bestraften“ hinüber. Auf einmal rief sie: „Ach, die waren ja gar nicht unvorsichtig! Die haben sich ja nur dort hingestellt, weil sie — sehen Sie doch!“

Und er sah.
„Wir wollen uns nur wieder nach hinten verfügen,“ empfahl er. „Man kann auch durch den Anblick —“ Sie wußte, was er sagen wollte.

Bald war reichlich Platz auf Deck. Fast die Hälfte der Passagiere war unsichtbar geworden, hatte sich in die Kajüten zurückgezogen oder brachte an verschwiegenen Orten des Schiffes dem Meer gott bittere Leidensopfer.

„Es ist ein schwaches Geschlecht, das menschliche, auch das männliche,“ scherzte Grebe und redete stolz die Schulkern. „Ein bißchen Wind und Wellen wirft es schon um.“
„Ich werde wohl auch noch daran glauben müssen!“ kispelte sie. „Noch merke ich zwar nichts, aber —“

„Nur keine Furcht, verehrte Kollegin! Und wenn es schon nicht anders geht, ich bin ja bei Ihnen.“

Sie war gerührt von seiner Güte und bewunderte seine wetterfeste Kraft. Solcher Männer gab es nicht viele! Und selbst mit ihren Oceanen vermagst, viel es ihr mag auf, daß auch er schwelgsam wurde und immer schwelgsamer. Man hatte wieder einen Mundgang beendet, da blieb er plötzlich stehen und stammelte: „Entschuldigen Sie mich, Fräulein — einen Augenblick — mir wird so —“

Er wollte davonlaufen, kam aber auch nur bis zur Reling. Und nun sah die Kollegin das Gelbenbild, das sie soeben im Geiste aufgerichtet, sah von seinem Piebisch herabstürzen. Sie war sprachlos. Aber ein mit einem vollen Wasserreimer auf nackten Füßen vorbeistreichender Matrose war weniger betroffen. Und er fleidete die herbe Tragik dieses Geschehnisses in die schlichten und doch so inhaltsschweren Worte: „Schon wieder einer!“

Der Dampfer hatte mit Mühe an der Landungsbrücke angelegt, da die See sehr unruhig geworden war. Bleiche, höhlige Menschen wandten über den Steg auf den rettenden Strand. Herr Wilhelm Grebe aber wollte das Schiff nicht verlassen. Er schwor, daß er des Lebens überdrüssig sei und sterben wolle. Er eher, um so besser.

Da nahm Fräulein Agnes Hübnert, die ganz fest auf ihren Füßen stand, rote Wangen und blanke Augen hatte, seinen Arm und sagte sanft: „Kommen Sie nur, Herr Grebe, und stützen Sie sich auf mich! Am Lande wird Ihnen wohlher werden.“

Und endlich ließ er sich dazu bewegen, hing sich an ihren Arm, und so brachte sie ihn glücklich an Land.
„Wer ist denn das?“ fragte die Tante. „Und der Onkel?“

„Aber Wädel, was hast du denn da für eine männliche Leiche?“
„Ein Kollege,“ war ihre Antwort, „und mit der Vorstellung wollen wir warten, bis er sich erholt hat.“

Schon am Abend hatte er das. Da sah man zusammen im Restaurant des Kurhauses, und Herr Grebe sah für drei. Aus diesem Grunde sah er selten von seinem Keller auf, aber auch aus dem andern, weil er sich schämte.

„Ich habe mich schauderhaft vor Ihnen blamiert, Fräulein Hübnert,“ sagte er zerknirscht.
„Aber es war doch die Seekrankheit,“ entgegnete sie milde, und die ist so lässig, daß man sich mit ihr nicht blamieren kann.“

„Und wie haben Sie sich meiner erbartmt!“
„Wie Sie es auch getan haben würden.“
Onkel und Tante blinzelten sich zu. Die beiden jungen Leute hatten sich angesehen wie zwei flurmerprobie Kameraden, die gewillt sind, immer treu zusammenzuhalfen.

Die „Ballonpost“ von 1870.

Das Pariser Armeemuseum ist durch eine interessante Gabe bereichert worden: dem Museum wurde eine Exemplar der ersten und zweifellos einzigen Nummer jener einzigartigen Zeitung überwiesen, die in den kühnsten Tagen des Jahres 1870 unter dem Titel „Die Ballonpost“ in Paris begründet wurde. Die Zeitung wurde von Gabriel Richard und einigen Mitarbeitern redigiert und durch besondere Ballons während der Belagerung von Paris in die Provinz geschickt. Die im Armeemuseum ausgestellte Nummer trägt das Datum 30. Oktober 1870; der Ballon, mit dessen Hilfe die Exemplare aus Paris geschafft wurden, landete in Tours. Auf dem Streifband sieht man noch die Abkommensbedingungen, in Paris sollten je 10 Nummern 2 Franken und in der Provinz 4 Frs. kosten. Die Zeitung enthielt genaue Berichte über die Ereignisse, die in jenen trügerischen Zeiten in der französischen Hauptstadt stattfanden, wüßig geschriebene Lokalnottizen fehlten nicht. Unter anderem findet man in dem Blatte einen Bericht über einen „Protest des Institut de France gegen die Beschädigungen, die die französischen Kunstsammlungen durch die Belagerung erleiden könnten“, und einen „Beschluss betr. die Anwendung eines Brilladenstems, das Paris mit einem zweiten Befestigungsgürtel umgeben soll“. Was die Aufregung des Tages brachte, wird verzeichnet, und so liest man auch in jener Nummer, daß das Personal der Omnibusgesellschaft sich zu einem Spezialbataillon der Nationalgarde formiert habe.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Den Weg gefunden.

Don E. v. Hilden.

Einen Tanz hat, und Alas Antwort: „Leider kann ich dir nur noch eine Extrarunde geben. Aber warum kommst du auch so spät zu mir, Leo?“ Na, da hättest du sein Gesicht sehen sollen, es war tausendfacher Wert.“

„Werder stimmt fröhlich in ihr Lachen mit ein, dann aber hebt er nachdenklich an: „Wie ungerecht es doch oft im Leben zugeht, diese Frau ist so recht geschaffen, einen Mann zu beglücken: schön, weiblich, warmherzig, begabt, kurz: eine famose Frau! Und ihr eigener Gatte scheint alle die Vorzüge nicht einmal zu sehen.“

„Du hast recht, Fritz! In der Lotterie des Lebens sind die Lose oft wunderbar verteilt. Ich habe ein unverdientes Glücklos gezogen, du aber lieber Dider!“

Und schenkt die schlafende Genierin den benutzten, schenkt sie sich innig an ihren Verlobten und besetzt ihre Worte mit einem Kuß. Dann fährt sie nachsichtig fort: „Weißt du, manchmal bedauere ich dich ordentlich, — na — mußt schon sehen, wie du mit deinem Willkür fertig wirst, heit's ja nicht besser gemeint.“

Der liebreizende Blick, den Werder auf seine Braut wirft, sagt vieler deutlicher als Worte, daß auch ihm sein Los als das einzig beneidenswerte erscheint.

Zur selben Zeit sind noch zwei andere Augenpaare Alas Bewegungen gefolgt und haben sie zum Gegenstande ihrer Unterhaltung gemacht.

„Wer hätte damals gedacht, daß der aufgeschossene Backfisch in dem verwichenen Kattunkleide mit den langen, ungeschickten Gliedmaßen jemals solche elegante Erscheinung werden würde?“ flüstert Frau von Lindheim der Frau Oberst zu.

„Auch ich dachte jedoch lebhaft an die kleine Waldepiode“, entgegnet die Angeredete lächelnd.

„Aber ihr holder Gatte hat sich weniger zu seinem Vorteil verändert, im Gegenteil, immer muß ich an Frau von Bernsbach's Littel über ihn denken, wie richtig hat sie seinen Charakter von Anfang an erkannt.“

„Eine zärtliche Ehe scheint es nicht zu sein.“

„Aber an der Frau liegt es wahrlich nicht, die ist ein Engel. Sie tut mir oft in der Seele leid, ihr Leben durch einen Major von Lindheim unterbrochen, der sich beghaglich in einen Gasse neben Frau Wittendorff fallen läßt. Sein soziales Gefühl leuchtet vor Vergnügen und Lebenslust, nur ist er etwas außer Pulte, er hat sich mit den Leuten um die Wette im Walzer gedreht.“



Nach morgen eine neue Aufgabe für Werder. Der schwere Gang zum alten Herrn in Stettin, dessen Glanz er kennt, — aber es gilt in ihr Lebensglück. Er hat Leo seit Monaten beobachtet, er weiß, wie tief dieser hinabgeglitten ist, und daß es höchste Zeit ist, wenn eine eingreifende Hand ihn noch retten soll. Zwar er verdient es nicht, was er gefast — aber sie, die edle, selbstlose Frau, wurde mit in den Kruz gezogen, auch ihr Leben war dann vernichtet — nein — um ihrer willen muß er seine ganze Ueberredungskraft beim Grobhaar versuchen.

„Seine Müdigkeit vorergriffen, in ihren Jahren, Doktor, muß man stoch das Tanzbein schütteln.“

Werder klopft den Schenkel vertraulich auf die Schulter. „Aber was ich fragen wollte: Haben Sie meine Braut nicht gesehen?“

„Ja“, entgegnete Werder, sich aufrichtend, „jeden noch raunte sie der Frau von Lindheim ein anderes fernendes Wort über ihr „Kittwert“ von Lotte zu, schwärzte dann aber, so schnell wie sie gekommen, davon.“

„Mein lustiger, kleiner Schmetterling! Uebergehe, dort drüber sehe ich sie — natürlich wieder im eifrigen Geplauder mit ihrem „lieben Onkel Oberst.“

„Aber muß den lachenden Blick ihres geliebten Fritz gefast haben, denn sie kommt eiligst auf ihn zu.“

„Armer Tanzordner, du hast ja schrecklich viel zu tun heute. Setz dich aber mal ein bißchen bei mir.“

„Gärtlich ihren Arm in den feinsten schließend, steht sie ihm mit sich fort in eine Genierin, die zu einem schwachen telen-telen einladet. In diesem Augenblicke schweigt Alas im Walzer an ihnen vorüber.“

„Schau hin, Dider, sieh die nicht heute entzückend aus? Ich bin ganz verliebt in sie.“

„Superb! Eine Schönheit ersten Ranges.“

„Aber sieh nur Degehhardt an, wie mürrisch er dort an der Tür steht und sie unablässig mit den Augen verfolgt.“

„Es scheint ihn zu ärgern“, versetzt Werder, „daß seine Frau so unwohl ist, daß sich alles um sie schart, und er selbst dabei zu kurz kommt, denn sie scheint ihn gar nicht zu beachten.“

„Geheißt ihm gerade recht, warum hat er sie immer so vernachlässigt. Denn du“, fährt der schadenfrohe Schelm fort, „vorhin hätte ich, wie er Alas um

Partie Nr. 169.

Gespielt zu London am 8. Januar 1910.

Wierfringerspiel.

Weiße: S. G. W. — Schwarze: S. G. W. —

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sg8—e6
3. Sg1—e3 Sg8—f6
4. Lf1—b5 Lf8—b4
5. 0—0 0—0
6. d2—d3 d7—d6
7. Le1—g5 Se6—e7
8. Sf3—h4 e7—e6
9. Lb5—c4
10. Lg5—f6, so e6
11. Lf6—e7 Df8—e7
12. Le4—b3 Df7—h4
13. Sd5—b4 Df7—h4
14. Lb3—c2 Df7—h4
15. Lc2—f5 Df7—h4
16. Dc2—e3 Df7—h4
17. Te1—e6+ Df7—h4
18. Dc6—e6+ Df7—h4
19. Dc6—e6+ Df7—h4
20. Dc6—e6+ Df7—h4
21. Dc6—e6+ Df7—h4
22. Dc6—e6+ Df7—h4
23. Dc6—e6+ Df7—h4
24. Dc6—e6+ Df7—h4
25. Dc6—e6+ Df7—h4
26. Dc6—e6+ Df7—h4
27. Dc6—e6+ Df7—h4
28. Dc6—e6+ Df7—h4
29. Dc6—e6+ Df7—h4
30. Dc6—e6+ Df7—h4
31. Dc6—e6+ Df7—h4
32. Dc6—e6+ Df7—h4
33. Dc6—e6+ Df7—h4
34. Dc6—e6+ Df7—h4
35. Dc6—e6+ Df7—h4
36. Dc6—e6+ Df7—h4
37. Dc6—e6+ Df7—h4
38. Dc6—e6+ Df7—h4
39. Dc6—e6+ Df7—h4
40. Dc6—e6+ Df7—h4
41. Dc6—e6+ Df7—h4
42. Dc6—e6+ Df7—h4
43. Dc6—e6+ Df7—h4
44. Dc6—e6+ Df7—h4
45. Dc6—e6+ Df7—h4
46. Dc6—e6+ Df7—h4
47. Dc6—e6+ Df7—h4
48. Dc6—e6+ Df7—h4
49. Dc6—e6+ Df7—h4
50. Dc6—e6+ Df7—h4
51. Dc6—e6+ Df7—h4
52. Dc6—e6+ Df7—h4
53. Dc6—e6+ Df7—h4
54. Dc6—e6+ Df7—h4
55. Dc6—e6+ Df7—h4

Alas bezeichnete diesen Zug, den er beim Abbrechen der Partie in verhoffenem Umschlag abgab, als Schach, als er nachher sah, daß es kein solches war.

47. ... Df7—h4
48. Kc2—f3 g5—g4+
49. Kf3—e3 Dc2—b2
Dc2—e1+ 50. Ke3—d3
Dc1—b1+ 51. Kd3—e4 Dc1
Xa2+ 52. b2—b3 hätte das Spiel nur verlängert, aber nicht gerettet.

50. Dc7—f6+ Kh8—b7
51. d4—d5 Dc2—d1+
52. Kc3—d4 Dc1—d2+
53. Kd4—c5 Dc2—c3+
54. Df3—d4 Dc3—d4+
55. Kc5—d4 Aufgegeben.

Wimmer.

W f f r. Ein verarmter Aristokrat erhebt den Versuch eines sehr reichen, aber ziemlich ungebildeten jungen Mannes. Die beiden Söhne des Grafen befinden sich im Garten vor den Fenstern des Empfangszimmers, und der Sängling hat um die Erlaubnis, eines der Mädchen zu seiner Frau machen zu dürfen.

„Gewiß“, versetzte der Hausherr. „Welche wollen Sie haben, die schönste oder das Hausmädchen?“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer.

Die Reue ist der Frühling der Tugenden.

Schach.

Verarbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 166.

Endeinstellung von W. u. M. Blatoff in Wiga.

Im internationalen Studententurnier des „Rigauer Tageblatts“ preisgekrönt.

Schwarz: 6 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße steht am und ergreift das Remis.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Weiße: 5 Steine.

Das Glas im Altertum.
Die Cage sind ja Bläser nur
Im Hude deines Lebens.
Still sie mit guten Taten aus,
Und dürfen reinen Strebens.
D. Sanders.

Endlich
Bücheln ge
meine An
reichte ihm
Er öffn
Langst
Ich h
und der
Als e
Bestimmung
Herren zu
der Abtut
Kranken zu
Das
Werren, ist
Mein
das Erit
Kreuz er
Nicht
selbe schiel
Watt
seine Riffen
„Erich
„wenn ich
die Angel
gehe Du
beutlicher u
Alber
mit Heimen
„Mein
ich durch

„Französes Gesch. — granulierte zum Erfolg, gnädige Frau!“

„Das haben wir nur unter sieben Gästen zu danken, die zum Erfolg eines Gutes mehr beitragen können, als die Mäße.“ Erwidert die lebenswichtige Gastgeberin, „Ihrer mein Mann und ich haben uns auch über die antiker Stimmung, die seit dem hiesigen, herabgesetzt. So wird uns der Mischling allerdings noch um so schwerer gemacht, aber eine freundliche Erinnerung nehmen wir mit hinweg. Es macht mit immer solchen Spaß, so viele fröhliche Gesichter zu sehen.“

„So, antiker sich auch alle prächtig. Lebigen, der Stern des Abends ist jauchzende die junge Degenhardt, — pomphöse Erscheinung! Hat der Mann den Dufel und müßig, glaub ich, nicht einmal.“

„Liebe Frau von Zinheim, haben Sie auf auf Ihren Herrn Gemahl,“ brach lachend die Kommandante über ihren Nachbar hinweg, „der Stern des Abends hat's ihm angetan, ich sah ihn heut Abend viel mit der schönen Frau tanzen, und jetzt sieht er den Stern gar nicht mehr aus dem Auge, sein Gesicht könnte unsern lieben Major geschäftig werden. Er spielt heute ohnehin den Schachspieler.“

„Wenn man Sie nicht behandelt, kommen Sie lieber zu mir, Herr von Zinheim,“ erbot eine muntere Stimme hinter den Speiseboden, und sich umwendend, blickt der Major in das lachende Gesicht der orngelben, kleinen Frau Heimbold, seiner ganz besondern Freundin.

„Da will ich doch gleich von Ihrer gnädigen Erlaubnis Gebrauch machen, meine gnädige Frau, und den feinsten Zigaretten entzünden.“ Und seinen Stuhl zurückziehend, nimmt er neben der kleinen Frau Platz.

„Zunächst mein Kompliment, lieber Major,“ erwidert die freundlich, „ich hab' mich sehr über Sie geirrt. Die jungen Leute sollen sich an Ihnen ein Beispiel nehmen.“

„Dante verbindlich, gnädige Frau. Möchte die feinen Reize nur mal wieder ein bißchen formieren, damit sie nicht entweichen. Aber nun erzählen Sie mit mal, was Ihre künftigen Pläne alles beabsichtigen, und was Sie sich in die Zukunft des heutigen Abends ein.“

„Ich! es gibt ja nichts zu sehen,“ meint die kleine Frau in betrunkenen Zonen, „nicht einmal eine unglückliche Bourgeoiserie, nicht die kleinste Galanterie mehr. Die Jugend ist heutzutage zu nüchtern, zu prosaisch.“

„Sie haben recht,“ schnelzt sich nicht mehr bittend, „das war doch zu unterer Zeit ganz anders. Die Herren werden von Jahr zu Jahr blässer und nehmen dadurch auch den jungen Mädels die Lust zum Zusehen. Kaum haben sie den Mischling zu einem Schmeichelei, so fühlen sie sich mal aus Gnaden oder auf höheren Befehl auf einen Ball, so lassen sie beim letzten Abschied ihre Dame stehen und stürzen zum Bier und zur Zigarette.“

„Ausgezeichnet! Mehr Angebot als Nachfrage, — ganz famos ausgeführt!“

„In diesem Augenblick schneit eine starke Stimme an ihre Ohren: „Ich finde es sehr rücksichtlos, wenn verheiratete Frauen den jungen Mädchen die Längst wegnehmen.“

„Ja, wenigstens brauchen sie keine Langhantel zu nehmen. Aber du sollst nur sehen, Mutter, wie sie mit dem Doktor Morbach scherzen, der Mann scheint sich auch schwach darüber zu ärgern.“ Das Mädel verhält in dem allgemeinen Geräusch.

„Hören Sie die alte Tranenweide mit ihrem alten Sprößling?“ flüsterte der Major seiner Freundin zu, „die bietet ihre Mädel auch schon so manches Jahr weggehen aus, sind schon vier alte Schachspieler geworden.“

„Mein, nun werden Sie boshaft,“ erwiderte die Zunge, nun werden Sie boshaft, „dann spreche ich nicht mehr mit Ihnen.“

„Als Herder im Laufe des Abends in die Küche von Leo kommt, der wieder mürrisch in einem Winkel steht, ruft er diesem im Tone wärmender Erinnerung zu: „Mein Kompliment, Degenhardt, Ihre Frau sieht heute famos aus.“

„Das finden andere auch,“ lautet die brummige Antwort des jungen Ehemannes.

„Sagen Sie mal, Mensch, was ist denn in Sie gefahren? Man kennt Sie gar nicht wieder. Sollten Sie sich nicht an allen Ecken und Enden befinden?“

„Ja, man hängt an über den Ernst des Lebens nachzudenken.“

„Man, Degenhardt, dazu ist doch heute Abend keine Veranlassung. Streuen Sie sich doch an den Folgen Ihrer Frau. Aber, ehe ich's verzeihe, morgen in sechs Wochen ist unsere Hochzeit, da rechnen wir auf Sie beide, die feierliche Einladung erfolgt nachhause.“

„Leo fahles Gesicht wird noch um eine Schattierung bleicher.“

„In sechs Wochen, wer weiß, wo ich dann bin...“

„Wo, wo sollten Sie denn sein? An Urlaub können Sie doch um diese Zeit nicht denken.“ Entsetzt sieht er Leo's fahlen Blick. „Mensch, was ist's mit Ihnen? Können Sie denn Schmeichelei gegenüber nicht offen sprechen?“

„Nicht an sich herantretend, räumt er ihm ins Ohr: „Ich hab's schon lange bemerkt, daß es mit Ihnen schlecht steht, Degenhardt — aber keine dummen Ratschläge! — denken Sie an Ihre Frau! Kommen Sie morgen zu mir.“

„Leo wird der Antwort entflohen. Die Musik hat das Zeichen zum Souper gegeben, und da kommt auch schon Lichte auf ihren Betöhlten zugeht.“

„Du willst mich wohl nicht zu Tisch führen, Dieter?“

„Dann nehme ich eben einen anderen, mir gilt's gleich, wenn ich nur was zu essen bekomme.“

„So jung, kleine? Na, dann muß ich dich wohl schnell zur Kasse führen.“

Degenhardt steht sich plötzlich auf, alles ist ihm Spielzeug geworden. In gebührender Stimmung schneit er hinterher und findet einen leeren Platz neben einigen Kommoden, die auch ohne Dame zu Tisch gegangen. Hier braucht er sich wenigstens nicht zu bewegen, umgeben von niemandem beansprucht seine Unterhaltung, ungehindert kann er den Meinen zuhören. „Aber zum Teufel auch, wo ist denn Lisa?“

„Lange suchen, keine Zungen vergebens — da — hinter an Wänden mit ihm ist sie — diese Stühle des Schicksals! Und natürlich mit dem Gefallen, dem Morbach!“

„Sie vernimmt sie mit ihm schweigend und lacht!... Der Oberst hat die Stühle herumgebracht, um den Tisch herum, mit den Damen angeschlossen. Bei Lisa bemerkt er etwas länger. Leo steht, wie er ihr noch besonders die Hand drückt.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Cage sind ja Bläser nur
Im Hude deines Lebens.
Still sie mit guten Taten aus,
Und dürfen reinen Strebens.
D. Sanders.

Das Glas im Altertum.

Gleich der Secant erstreckten sich die umhüllende Glasmasse, die bis in die tiefsten Reizen der Menschheit zurückreichte. Die Geschichte von der Erfindung des Glases durch die Phönizier, wie sie Plinius erzählt, ist durch die neueren Forschungen bestätigt worden. Schon früher waren die Phönizier, vielleicht durch einen Zufall, mit der Herstellung von Glas bekannt geworden, und erst von ihnen übernahmen die Finbigen Phönizier das Geheimnis. Schon im 16. Jahrhundert v. Chr. sind die Phönizier so weit vorgeschritten, daß sie außerordentlich kunstvolle Glasarbeiten hervorbrachten. Der Gebrauch von Gläsern kam erst später in römischen Reiche in Aufnahme; vor dem schon man die Gläsern in Leinwand, die man in die Erde bogte. Die berühmten Gläser aus der Zeit der Kaiser von Rom sind aus der Phönizier auch die Gläsern anzusehen, daß die alten Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.

Das Glas hat seinen Ursprung in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.

Die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.

„Ich die Frucht phönizischer Geschicklichkeit, nach über das ganze Mittelmeer. Die phönizischen Geschicklichkeit haben die Phönizier in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Von den Phöniziern aus verbreitete sich die Glasarbeit nach dem Orient hin. Ägypten und Syrien haben vor der römischen Zeit keine eigene Glasarbeit; von mesopotamischer Kunstfertigkeit zeugt nur die dem alten Schatzkammer entnommene Glasarbeit.“

„Südlings Caragon im Britischen Museum, ein beuteltörmiges Gefäß aus halbtransparentem grünlichen Glas, die Gläsern, wenn gleich erprobt Secant, sind niemals Glasarbeiter gewesen. Zur Zeit des Christentums ist es als ein eisenhaltiges Glas, aus Gläsern zu trinken, die die Phönizier, das Glas hatte noch vor dem Christentum.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

„Glas, das unter römischer Herrschaft enthielt in Griechenland und in Klein-Asien eine Glasindustrie. Die Phönizier haben vor dem Christentum in der Phönizier, die Phönizier haben die Glasarbeit kannten. Wenn die Phönizier auch die Glasarbeit kannten, so ist die Phönizier auch die Glasarbeit kannten.“

Eine Zeitstunde.

Ein Stiefelgeschmied hat ein einziges Dreimaßstück. Er behält eine Frau, die nach Brande, als er ihr gab, und ihre Tochter hinstellt, während er schließt, aus seiner Kasse erging.

„Gut er an diesem Abend noch ganz kam, sagte er ihr das schlaue Gesicht, ohne ihr jedoch zu sagen, daß es schlecht sei, folgt.“

C. K.